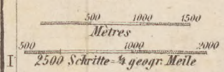


Maasstab:

1:76000



Station Eisenbahn
Strassen-Eisenbahn

Befestigungs-Plan
VON
PARIS.

Fortifikationen.



G e s c h i c h t e .

Historisch-politische Umschau. 18. August.
Die Ziele des Kriegs. Abgesehen von heimlichen Ueberfällen, kennt die ganze Weltgeschichte keinen großen Krieg, in welchem wie in dem gegenwärtigen ein so wunderbar schneller Uebergang von der sich zuerst ankündenden Kriegsgefahr zu vollständiger Kriegsrüstung bis zum Zusammenstoß zu sofortigen Schlachten Statt gefunden hätte. Anfangs Juli noch tiefer Frieden, am 5. Juli die Eröffnungen des Herzogs von Gramont im Gesetzgebenden Körper, welche den nahenden Sturm verkünden, am 15. die weiteren Eröffnungen, welche die letzte Friedenshoffnung zertreten, am 19. die förmliche Kriegserklärung. Auf den Verlauf der nun folgenden Ereignisse und Siege brauchen wir hier nicht speciell einzugehen und können auf die Zeitungsnachrichten verweisen; sie erinnern in ihrer Raschheit an den Krieg von 1866.

Im Jahre 1866 wurde es möglich, Sadownach wenigen Tagen auf die Kämpfe vom 27., 28. und 29. Juni folgen zu lassen. Diese bedeuteten damals Aehnliches wie jetzt die Tage von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und Metz, deren Erfolge die Welt in Erstaunen setzten. Aber die Oesterreicher stellten sich damals den Preußen zur Hauptschlacht, die Festungen Josephstadt und Königgrätz und die Elbe hinter sich, die Franzosen gehen hinter die Mosel und hinter Metz und noch weiter zurück und machen riesige Anstrengungen, um neue Truppenkörper zu bilden und heranzuziehen. Doch läßt die bis jetzt bewährte ausgezeichnete Kriegsführung, welche Zahl, Kraft und den hohen Muth unserer Heere so herrlich zu verwerthen wußte, auch dann den kommenden Ereignissen mit Vertrauen entgegensehen, wenn es möglich werden sollte, bis zu der großen Entscheidung, vor der wir stehen, das französische Heer dem deutschen der Zahl nach gleich zu stellen, und zwar durch Einreihung geschulter Soldaten.

Wenn der größte Feldherr der neuesten Zeit, wenn der gewaltige französische Soldatenkaiser, dessen von einem Napoleoniden wieder aufgenommene Traditionen eben jetzt vielleicht für immer aus dem Buche der Geschichte gestrichen werden, aufleben, wenn er überschauen könnte, was sich jetzt begibt, er würde staunen über den in wenig Wochen vollzogenen Uebergang zweier Völker aus dem tiefsten Frieden zu dem entwickeltesten massenhaftesten Kriege. Nachdem bereits größere Schlachten geschlagen, steht man nun vor solchen, wie sie gegen das Ende des ersten Kaiserreiches nur das gesammte in ein Kriegslager verwandelte Europa schlug. Freilich gab es zur Zeit seiner Siege und seiner Niederlagen noch keine Eisenbahnwege und keine elektrischen Telegraphen. Aber auch im Vergleich mit den großen Kriegen der letzten Jahrzehnte in allen Welttheilen tritt die gleichzeitig massenhafte und staunenswerth rasche Entwicklung des gegenwärtigen Krieges mit überwältigender Kraft hervor. Welche Zeit lag in Nordamerika zwischen der thatächlichen Veranlassung des Bürgerkrieges, seinem Ausbruch und seiner Entfaltung zu jenen großartigen Verhältnissen, welche alsdann die Welt allerdings mit Staunen gesehen hat! Als der Krimkrieg zum Ausbruch kam, als die Westmächte schon entschieden auf die Seite der Türkei getreten waren, ging ihm noch ein mittlerer Zustand voran, der weder Krieg noch Frieden war, eine lange Zeit, die zur Vorbereitung auf den Krieg und zu Versuchen, ihn wo möglich noch zu vermeiden, verwendet wurde. Nicht anders war es zur Zeit des italienischen Krieges 1859. Dem unvergessen gebliebenen Neujahrsgruß Napoleons an den Botschafter Oesterreichs folgte zwar die Absendung eines Armeecorps von Wien nach Venedig auf dem Fuße nach, aber zwischen jenem Krieg verkündenden Grusse und dem Einmarsch der Oesterreicher in die Lombardina lagen noch vier

Monate. Der Schlachten Donner, welcher sich 1866 in Böhmen entlud, hatte schon 1865 in der Ferne gegrollt. Fast ein ganzes Jahr mühte man sich darauf noch in Versuchen ab, aus dem Gegensatz in der schwebenden kriegsdrohenden Frage ohne Krieg herauszukommen. Als dann 1866 dieser Gegensatz schon so geschärft war, daß kaum noch ein anderer Ausweg als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich gesehen werden konnte, vergingen doch noch zwei Monate, bis man zu einer allgemeinen Mobilisirung überging. Und zwischen dem Mobilisirungsbefehl Preußens vom 4. Mai und dem Einmarsch der Preußen in Leipzig am 19. Juni lagen doch noch fast sieben Wochen. Von da an folgten dann die ersten entscheidenden Kriegsereignisse, wenn auch nicht ganz so rasch, doch fast ebenso rasch wie in dem gegenwärtigen Kriege, die Hauptschlacht noch schneller. Ob, wenn dies Mal etwa Metz zu einem zweiten Sadowa für Preußen und das mit ihm verbundene Deutschland wird, auch ebenso schnell das Ende des Krieges folgt? Dies hängt davon ab, ob in diesem Falle das französische Volk gestimmt sein würde, noch den Versuch — den letzten — zu wagen, vor Paris den Krieg zum Stehen zu bringen. Wir sagen das französische Volk, denn das Kaiserreich würde eine mit vollständiger Niederlage endigende Hauptschlacht wohl nicht lange überleben. Eine politische Umwälzung in Paris ist für diesen Fall sehr wahrscheinlich geworden. Es kann aber eine Revolution sein, in welcher das Volk, in sich gebrochen, nach Frieden ruft, oder eine solche, die von dem Anlaufe zu der wildesten revolutionären Kriegsführung begleitet ist, und welche auch die Trümmer des Heeres in ihren Strudel reißt.

Wenden wir nunmehr den Blick von dem Kriegsschauplatz auf den Mittelpunkt Frankreichs und fragen wir nach dem Echo, welches die Kriegsereignisse in diesem Paris hervorrufen, welches schon so oft die Geschichte Frankreichs bestimmt hat, welches schon so oft der Zeuge und der Urheber des jähesten politischen Umschwungs geworden ist. Man fählt sich dort vom Fieber bis auf das Mark erschüttert, bald vom Frost geschüttelt, bald von Gluth entflammt. Bisweilen sieht man im Geiste auch die Entscheidungsschlacht schon verloren und die Feinde vor Paris, bald knüpft man an den Gedanken: Massenaufgebot wie 1793, der sich jetzt aller Welt bemächtigt, ausschweifende Hoffnungen, ohne sich recht klar zu werden, ob und

in welchem Umfang die heutige Kriegsführung die Zeit lassen wird zur Ausführung dieses Massenaufgebots, zur nothdürftigen Organisirung und militärischen Ausnutzung dieser Massen. Im Ganzen gewinnt eine schwungvolle patriotische Erregung bald die Oberhand. Aber man hat zwei Strömungen in derselben zu unterscheiden. Die eine — getragen von einem Theil der republikanischen pariser Mehrheit, welche vor wenig Monaten gegen das Plebiscit, d. h. gegen den Kaiser und das Kaiserreich stimmte — will die energischste Fortführung des Krieges, aber zugleich Beseitigung des dafür als unfähig bezeichneten Kaisers und statt dessen in der einen oder andern Form etwas, was immer nur der Anfang eines neuen Wohlfahrtsausschusses sein würde. Die andere Strömung will ebenfalls die energischste Kriegsführung, aber sie sieht das Heil darin, daß man alle inneren Spaltungen schließt, daß man mindestens alle gegen das Kaiserreich gerichteten Pläne vertagt. Diese Strömung wird die stärkere. Sie hält, unterstützt durch militärische Maßregeln, durch Einschreiten gegen bedenkliche Ansammlungen wild aufgeregter Volkshaufen die andere vollständig darnieder, vorerst nämlich, d. h. bis zu der erwarteten Entscheidungsschlacht. Verzeichnen wir nun ganz kurz die wichtigsten von Paris ausgehenden Ereignisse. Paris wird in Belagerungszustand erklärt, ebenso die östlichen Departements. Großartige Arbeiten zur Vervollständigung und Erweiterung der pariser Befestigungen werden angeordnet. Neben Proklamationen der Minister und der Kaiserin, die sich an den Patriotismus der Bevölkerung wenden und das Vertrauen auf die Kräfte Frankreichs aufrichten sollen, gehen Dekrete her, den sofortigen Zusammentritt der Kammern betreffend und die Einreihung der noch unverwendeten weisensfähigen Mannschaft bis zum 30. Jahr in die Mobilgarde, sowie die aller kräftigen Bürger von 30 bis 40 Jahren in die Nationalgarde. Der am 9. August sich versammelnde Gesetzgebende Körper bekommt die von Kératry verlangte Abdankung des Kaisers und einen Antrag zu hören, wonach wegen Unfähigkeit des Generals en Chef (des Kaisers) der Gesetzgebende Körper durch einen Ausschuß die Leitung der Angelegenheiten des Landes in die Hand nehmen soll. Noch ist diese Körperschaft der ganz ungeeignete Boden für solche Anträge; sie gehen in dem Sturme, den sie erregen, unter. Dagegen werden die vom Kriegsminister Dejean eingebrachten Vorschläge mit verschiedenen Abänderungen zum

Gesetz erhoben*), jedoch erst nachdem das Ministerium Olivier durch ein Misstrauensvotum gestürzt war. Die Einsetzung eines Ministeriums der entscheidendsten That war in Form einer Tagesordnung beantragt worden, welche sagte, daß die Kammer entschlossen sei, nur ein Ministerium zu unterstützen, welches fähig sei, die Vertheidigung des Landes zu organisiren. An die Spitze des neuen Ministeriums wird von der Kaiserin mit Genehmigung des Kaisers General Graf Palikao gestellt, auch Gen. David tritt ein; an Gramonts Stelle tritt Latour d'Auvergne, aus dem alten Ministerium bleibt nur der Marineminister. Rouher tritt nicht ins Ministerium, er steht nur hinter demselben, doch gilt er politisch für die Seele desselben. Die Kammern beschließen noch (auf Favre's Antrag) die Reorganisation der Nationalgarde im Wesentlichen nach dem Gesetz von 1831, sie erhöhen den Militärkredit auf eine Milliarde, sprechen den Zwangskurs für die Banknoten bis zum Betrag von 1800 Millionen aus und beschließen ein Moratorium rückichtlich der Exekutionen für alle vom 11. August an fälligen Wechsel. Der Prinz von Joinville, der Herzog von Anjou, der Herzog von Chartres verlangen öffentlich, daß man ihnen die Rückkehr und den Eintritt in das Heer in diesen Stunden der Gefahr für Frankreich gestattet (vorläufig natürlich vergeblich). Der neue Minister des Innern, Chevreau, zeigt im Gesetzgebenden Körper die beabsichtigte Ausweitung der Angehörigen der im Krieg mit Frankreich stehenden deutschen Staaten an! Nur einzelne Stimmen, namentlich Pelletan, tadeln dieses Vorhaben. Die Botschafter Oesterreichs und Englands machen Gegenvorstellungen, wie es scheint, umsonst. Doch erstreckt sich die Ausföhrung der Maßregel bis jetzt nur auf einen mäßigen Theil der von ihr grundsätzlich Betroffenen.

So etwa lautet bis jetzt das pariser Akkompagnement zu dem Kanonendonner an den Grenzen Frankreichs und zu der begonnenen Invasion.

Wir haben hier keine ins Einzelne gehende Kriegsgeschichte zu schreiben. Wohl aber ziemt es

*) Die beschlossenen Maßregeln sind nun folgende: Einberufung aller nicht verheiratheten oder verwitweten kinderlosen Staatsbürger der ausgedient habenden Altersklassen von 1856—1863 (man rechnet dabei auf fast 300,000 gediente Leute?); Einberufung der mobilen Nationalgarde von 25 bis 30 Jahren; Anwerbung ohne Rücksicht auf das Alter; Einberufung aller jungen weisensfähigen Leute der Klasse von 1867; Erhöhung der Unterstüßungssumme für die Familien der mobilen Nationalgarde von 4 auf 25 Millionen.

uns, den Blick in die Zukunft zu richten und zu fragen: was kann, was soll der Preis dieses großen Krieges sein? Es ist nicht zu früh, daß sich die Nation damit beschäftigt. Es ist sogar sehr wünschenswerth, daß sie sich schon jetzt über die großen politischen Ziele klar wird, für welche sie auf den Schlachtfeldern mit dem Blute ihrer besten, kräftigsten Söhne zahlt. Eine gewaltige Leidenschaft pulst jetzt durch die Adern unsres Volkes, und diese Leidenschaft ist eine eble, denn der Krieg, zu welchem seine Herr ausgezogen sind, ist ein gerechter Krieg. Die höchste Geltung, welche unsere Nation einst errungen, die tiefste Erniedrigung, auf welche sie herabgestiegen, vergangene Größe, vergangene Schmach wird lebendig in der Erinnerung, und leicht verhüllt von dem Schleier der Zukunft erhebt sich wieder das Bild des Gesamtvaterlandes in hehrer Gestalt. Man sage nicht: eben weil dem so ist, ist es unnöthig, ist es vielleicht schädlich, schon jetzt von den politischen Zielen des Krieges zu reden und darüber zu schreiben; man kämpfe fort, wie man begonnen, das Andere wird von selbst kommen, die Form ist wenig, der Geist ist Alles, und der höchste Preis ist schon jetzt errungen. Dieser höchste Preis aber liegt in dem auflofernden deutschen Nationalbewußtsein, in den überwundenen inneren Spaltungen, er liegt in dem der Welt gegebenen Beweis von dem, was unsre, als Volk der Denker bald gelobte, bald bemitleidete Nation gut geleitet im thatkräftigen Handeln vermag. Aber auch 1813 und 1815 ging ein hoher Schwung durch das deutsche Volk, und seine Thaten waren dieses Aufschwunges würdig. Und dennoch, welche politische Ernte ging aus der blutigen, heldenmüthigen Saat hervor? Wie sah es schon nach wenigen Jahren in Deutschland aus, damals, als der nun heimgegangene große schwäbische Sönger dem öffentlichen Gewissen mahnend sein schönes Lied zurief: Wenn jetzt ein Geist herniederstiege? Wie oft ist auch schon geklagt worden, daß die Feder der Diplomaten verdorben, was das Schwert der Krieger gut gemacht, und daß die Arbeit auf den Schlachtfeldern am grünen Tische zersetzt worden ist. Auf der Höhe der gewaltigsten Kraftanstrengung ist ein Volk oft schon nahe an der Schwelle der Ermattung. Wenn die wilden Kriegskurse verhalten, mischt sich in die dem ersehnten Frieden geltende Arbeit oft eine starke Mitgift kleinen Sinnes. Dazu der hemmende Neid des Auslandes und im Innern engherzige Gedanken und niedere Bestrebungen, welche aus den Schlupfwinkeln, in die sie eben

gescheucht waren, allmählig wieder hervorkommen und sich in das Spiel mischen! Darum ist es so wichtig, daß ein Volk, welches wie das deutsche in verwickeltesten Zuständen nach innen und nach außen lebt, sich während eines solchen seine Geschichte bestimmenden Kampfes klar wird, was es außer der Niederwerfung des feindlichen Heeres mit diesem Kampfe denn sonst noch erringen will. Es ist gut, wenn es sich zur glücklichen Stunde dafür eint, um bei der Friedensarbeit mit mächtigem Nachdruck dafür zu wirken. Ist diese Friedensarbeit kleinen Geistern, schwachen Seelen oder ideenlosen Männern der Routine anvertraut, so liegt in dem hinter der Diplomatie stehenden mächtigen Volksimpulse geradezu allein das Heil. Aber er wird selbst dort nützlich, wo diese Arbeit dem klarsten Kopfe, dem kräftigsten Sinne und einem reinen, auf die höchsten vaterländischen Ziele gerichteten Streben zufällt. Er verleiht immer die beste Hilfe gegen die vielen, von sehr verschiedenen Seiten kommenden Hindernisse, mit denen bei dem Uebergang vom Kriege zu dem Frieden, bei der Begründung oder bei der Erweiterung neuer politischer Schöpfungen zu kämpfen ist.

Wenn man von den Kriegszielen spricht, so ist der Fall der Betheiligung anderer Mächte an dem Kampfe und der Fall, daß er allein durch die ursprünglichen Gegner zu Ende geführt wird, zu unterscheiden. Im ersteren Fall ist die Frage weit verwickelter als in dem anderen; die abgeschlossenen Bündnisse legen von vorne herein gegenseitige Verpflichtungen und Beschränkungen auf, der Entschluß des Siegers ist nicht mehr frei. Die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Fall nicht eintritt, ist in den letzten beiden Wochen entschieden gewachsen, und zwar vornehmlich in Folge der glänzenden Erfolge der deutschen Waffen, theilweise auch in Folge der Politik Englands. Der Vertrag, welchen dasselbe zu gleicher Zeit mit beiden kriegsführenden Theilen abgeschlossen hat, behufs einer gemeinsamen Aktion gegen denjenigen Theil, welcher die Neutralität Belgiens verletzen sollte, ist zunächst allerdings nur eine starke Gewähr, daß diese Neutralität im Kriege wie im Friedensschlusse geachtet werden wird. Aber die von England an andere Mächte ergangene Einladung, diesem Vertrage beizutreten, ist ein wichtiger Schritt, um dieselben mit der Neutralitätspolitik Englands zu verknüpfen und den hier und da vorhandenen Neigungen, nach Umständen sich an dem Krieg zu betheiligen, bei Zeiten Schranken zu ziehen. Diese Einladungen, mögen sie an-

genommen oder abgelehnt werden, müssen mindestens dazu beitragen, die Situation zu klären, indem sie für diejenigen Staaten, deren Absichten in Beziehung auf Bewahrung der Neutralität verdächtig sind, es erschweren werden, lange eine zweifelhafte Linie zu verfolgen. — Dänemark insbesondere wird gegen seine Volkseidenschaften nicht bloß durch dringenden Rath von außen, nicht bloß durch den Eindruck der Siegesnachrichten vom Rhein, sondern noch besonders dadurch im Zaum gehalten, daß das für die Ost- und Nordsee bestimmte größere Landungscorps nunmehr dringender zur Vertheidigung des französischen Bodens verlangt wird. Auch von Italien kann man vernünftiger Weise kaum etwas Anderes annehmen, als daß die in den officiellen Kreisen vorhandene Neigung zu einer gemeinsamen Aktion mit Frankreich, vielleicht sogar geheime, in dieser Richtung eingegangene Verträge einen gewaltigen Stoß durch die Kriegsergebnisse erhalten haben. Unmittelbar vor den Siegen der Deutschen bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken hatte General Cialdini im Senat dem Kriegsminister und der ganzen Regierung eine Scene gemacht, die fast wie die Drohung mit einem militärischen Pronunciamento klang. Er hatte mit militärischem Ungeköm offen zu einer Aktionspolitik gedrängt, wofür, wie es scheint, der König — vielleicht schon im Einverständniß mit seinem gegenwärtigen Ministerium — erst im Innern die Verhältnisse vorbereiten wollte, bevor er sich dazu bekannte. Seitdem die Kunde jener Siege nach Italien gedrungen, sind die, welche dafelbst einem französisch-italienischen Bündniß offen das Wort redeten, sehr kleinlaut geworden. Auch der König wird schwerlich die Absicht festhalten, demnächst für Frankreich zum Schwert zu greifen. Nichtsdestoweniger bleibt sehr zu beachten, daß die Rüstungen Italiens selbst in der allerneuesten Zeit, namentlich durch neue Aushebungen erweitert und bedeutende Militärkredite verlangt werden. Man mag daran denken, daß man im Innern wegen der reis verendenden römischen Frage vielleicht ziemlich viel Soldaten braucht (Mazzini, auf einer Insurrektionstour nach Sicilien begriffen, ward eben verhaftet). Aber schwerlich denkt man daran allein; die Rüstungen erscheinen für diesen Zweck allzu umfangreich. Wahrscheinlich denkt man, daß vielleicht doch noch eine Wendung der Kriegsergebnisse erfolgen könne, welche die Hilfe Italiens für Napoleon noch sehr werthvoll, für Italien aber weniger waghalsig und unbesonnen erscheinen lasse.

So ist, wie uns scheint, die Politik Italiens für die Zukunft noch keineswegs sicher gestellt. Aber im Augenblick haben sie die deutschen Waffenerfolge ernstlicher als noch vor Kurzem auf die Neutralität verwiesen. In diese Lage der Dinge scheint sich nun aber etwas einzumischen, was gleichsam wie eine seltsame Laune der Weltgeschichte in den Kreis der großen Ereignisse der Gegenwart eintritt. Das italienische Blatt „Natione“ berichtet am 11. August: der beim König von Italien beglaubigte preussische Gesandte habe von Berlin die Erklärung mitgebracht: gegen unsre römische Politik werde keine Schwierigkeit erhoben. Diese Zeitungsnachricht läßt, wenn sie begründet ist, insofern noch verschiedene Auslegungen zu, als für die wirkliche römische Politik des Königreichs Italien während der nächsten Monate der officielle Ausdruck erst noch gesucht werden muß. Art. 1 des Septembervertrags wird schwerlich ihr letztes Wort sein. Daher erscheinen zwei von Rom eingegangene Telegramme von ungleich größerer tatsächlicher Bedeutung. Das eine vom 11. August sagt: Cardinal Antonelli hat Preußen in offizieller Weise zu seinen Siegen Glück gewünscht. Das andere, vom 12. August lautet: „Freiherr von Arnim hatte am Tage seiner Rückkehr von Berlin zwei Audienzen beim Papst und überbrachte ihm ein Handschreiben des Königs Wilhelm, in Bezug auf das der Papst bemerkte: es komme das Heil der Kirche in größter Gefahr oft von ganz unerwarteter Seite“. Ist es wirklich so? Uebernimmt der protestantische König Preußens in der That den Schutz der weltlichen Herrschaft des eben jetzt als unfehlbar verkündeten Papstes, während dieselbe von dem erstgeborenen Sohn der Kirche den stürmbewegten Wellen Italiens preis gegeben wird, nachdem er in einen Kampf auf Leben und Tod mit jenem König getreten ist? Es würde dies an einen älteren geschichtlichen Vorgang erinnern, an die Stellung Preußens zu dem von den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln und Salzburg im Jahre 1790 beschickten Emser Kongress und zu der daselbst festgestellten Emser Puntation, welche im Anschluß an die Richtung der Konzilien von Konstanz und Basel gegen den Absolutismus des Papalsystems sich stemmte. Auch damals griffen weltliche Gegensätze in bizarrer Weise in das kirchliche Gebiet hinüber. Wie der Gegensatz zu Oesterreich kurz vorher Friedrich II. getrieben hatte, im Fürstenbund sich zum Schützer der Preußen doch heengenden Reichsverfassung aufzuwerfen, so trieb derselbe

Gegensatz die erste protestantische Macht, für den Papst einzutreten, während Kaiser Joseph für die Emancipation Deutschlands vom Papste war. Würde die heutige Politik Preußens Rom gegenüber in der That dahin gehen, wohin die oben erwähnten Zeichen deuten, so ließe sich die Aehnlichkeit der beiden Vorgänge, sowohl was ihre äußere Gestalt als was die Veranlassung betrifft, nicht verkennen. Und doch würde heute, in Beziehung auf die Folgen Vieles ganz anders liegen als damals. Was Preußen als Organ eines werden Gesammtdeutschlands, in weitere Ferne hinausblickend, mit einer solchen Politik zu gewinnen dünkte, ist wohl zu errathen. Aber ist auch wohl berechnet, was dagegen verloren werden kann? Ist vor Allem der Einfluß eines solchen Schachzuges auf die Politik Italiens während des noch nicht vollendeten Krieges wohl berechnet? Was in der gegenwärtigen Krisis Italien an preußenfreundlichen, an antiapoleonischen Demonstrationen lieferte, was der Regierung einen Hemmschuh in ihrer Neigung, für Frankreich einzutreten, anlegte, das ging von der großen Volksmasse in den Städten aus, welche die weltliche Herrschaft des Papstes, welche Mentana, welche Napoleon als Schützer des Papst-Königs haßt. In diesem Augenblick für die weltliche Herrschaft des Papstes einzutreten, bedeutet schwerlich die Aufrechterhaltung derselben — denn dazu stehen die preussischen Aktionsmittel zu fern, mag Garibaldi oder mag der König von Italien auf Rom marschiren —, aber es bedeutet: die bisherigen Freunde Preußens in Italien zurückstoßen, sie auf die andere Seite drängen und dem König im Innern vollkommen freie Hand machen für eine ganz französische Politik. — Da dies so ist, möchten wir in den bis jetzt vorliegenden Nachrichten noch nicht den Ausdruck einer fertigen feststehenden Politik Preußens sehen.

Das Vorausgeschickte rechtfertigt es, wenn wir bei Besprechung der Kriegsziele bis jetzt nur noch von der Voraussetzung ausgehen können, daß der Krieg lokalisiert bleibt. Was Deutschland beschieden gewesen wäre, wenn Napoleon als Sieger uns gegenüber stände, was Deutschland beschieden sein würde, wenn noch jetzt der allerdings kaum mehr denkbare Fall einträte, daß Napoleon in München und in Berlin den Frieden diktirte, ist ziemlich klar. Seine vergangene Politik Deutschland gegenüber oscillirte zwischen zwei Polen: entweder Preußen nicht vergrößert und nicht an der Spitze von Deutsch-

land, sondern ein dreigetheiltes, durch Eifersucht seiner drei Theile und durch innere Spaltungen gelähmtes Deutschland oder Annahme des 1866 Entstandenen, vielleicht selbst eine Erweiterung desselben, aber dann eine namhafte Kompensation für Frankreich, und zwar an Deutschlands westlicher Grenze, zum Theil wenigstens durch deutsche Länder. Das Eine oder das Andere genügt als Preis für die Vermeidung des Kriegs. Als Siegespreis nach einem mit unerhörten Opfern und Kraftanstrengungen geführten Krieg würde Frankreich Beides zugleich verlangen, Annexionen an seiner Grenze, Restaurationen in Deutschland, Verkleinerung, vielleicht Zerstückelung Preußens. Die Annexionen auf Kosten Deutschlands würden aber um so bedeutender sein, als die Hand nach Belgien oder nach einem Theile Belgiens nicht ausgestreckt werden dürfte, bei Strafe eines neuen Krieges, in welchem Belgien und zugleich England kraft des abgeschlossenen Vertrags auf die Seite des besiegten Feindes träte.

Der für Frankreich möglichst günstige Ausgang des Krieges wäre wohl, wenn derselbe zum Stehen käme, wenn mit wechselndem Glücke fortgekämpft würde und beide Theile zuletzt erschöpft Frieden schlossen. Der Frieden würde dann einfach die Fortdauer des vor dem Kriege gegebenen Zustandes bedeuten. Zwecklos hätte der Krieg gewüthet, sein einziges Ergebnis: zertretenes Völkerglück, Leichengeruch von hundert Schlachtfeldern, verstümmelte oder sieche Krieger auf allen Straßen, eingäscherte Städte, verwüstete Provinzen.

Es bleibt der letzte und nach dem Vorausgegangenen glücklicher Weise wahrscheinlichste Fall, daß Preußen als Oberhaupt des Norddeutschen Bundes im Verein mit den verbündeten Südstaaten den Frieden diktiren kann. Diesen Ausgang des Krieges vor Augen, hat man nach zweierlei zu fragen:

nach der Abrechnung mit Frankreich, nach dem Einfluß des Krieges auf die Einheit Deutschlands in dieser oder in jener Form.

Das Erstere hängt, wie man sehen wird, mit dem Letzteren genauer zusammen, als es auf den ersten Blick scheint. Sicher wird keine Neigung vorhanden sein, daß ein vollkommen siegreiches Deutschland das Schwert in die Scheide stößt, zufrieden mit dem Ersatz der Kriegskosten, mit dem moralischen Gewinn, dem gesteigerten Kraftgefühl, dem mächtig gehobenen Ansehen. Dagegen spricht der Ernst des Kampfes, die Größe der Opfer, die Herausforderung Frankreichs,

der Charakter des leitenden Staatsmannes auf deutscher Seite. Es wäre möglich, daß die Hohenzollernsche Kandidatur auf den spanischen Thron wieder aufgenommen und verwirklicht würde. Aber es muß als eine durchaus unbefriedigende Lösung betrachtet werden, wenn das, was uns zunächst liegt, wegen des Fernen vergessen würde, wenn eine große Nationalangelegenheit in diese dynastische Lösung zusammenschumpfte. Auch liegt ein anderer Gedanke in der Luft und beschäftigt bereits tausend deutsche Herzen: Elsaß und Lothringen darf nach einem solchen Kampf nicht bei Frankreich bleiben, wenigstens bis dahin nicht, wo die deutsche Mundart in der unteren Volksschicht, d. h. in der Masse der Bevölkerung sich erhalten hat; das Sprachgebiet und daneben strategische Rücksichten müssen entscheidend werden für die zu ziehende neue Grenzlinie.

Ernstere Frage, die eine schwer wiegende Verantwortung für alle Zukunft in sich schließt! Auch darf sie nimmermehr nach den durch die Ereignisse der Gegenwart angeregten Gefühlen, sie kann nur mit einem vorurtheilsfrei in die Ferne gerichteten staatsmännischen Sinn beantwortet werden. Aus dem Grunde soll man sich noch nicht für die Rückforderung dieser einst deutschen, seit lange französisch und zwar gut französisch gewordenen Länder erklären, um das Nationalitätsprincip möglich rein zur Herrschaft zu bringen. Die Grenzen keines großen Staates sind rein nach dem Sprachgebiet gezogen, sie sind es nicht, sie waren es nie, sie werden es nie sein; denn die Geschichte, welche Staaten entstehen und vergehen läßt, welche sie begrenzt, rechnet noch mit andern Faktoren. Es wäre eine sehr bedenkliche Verirrung, wenn dieser Krieg eine völkerrechtliche Praxis einweihen wollte, die gewiß sehr fruchtbar an neuen Kriegen werden würde; denn nicht nur an den Vogesen gibt es Staatsgrenzen, die nach der Sprachgrenze zu reguliren wären. Belgien ist auch da, und die Schweiz und die Ostprovinzen, und Posen, West- und Ostpreußen und Schleswig. Auch ein anderer Grund wiegt für uns nicht schwer, der Grund nämlich, daß man für so viel vergossenes, wegen Frankreichs Anmaßung vergossenes Blut doch wenigstens als Ersatz eine Gebietsvergrößerung haben müsse. Der Grund ist gut, wenn die Gebietsabtretung etwas Gutes bedeutet für das abgetretene Land, sowie für das Land, welches sich vergrößert, und wenn das gestittete und friedliche Zusammenstehen der beiden lebensvollsten Völker des europäischen

Continents — ein solches brauchen wir nach dem Kriege doch wieder — dadurch nicht dauernd vergiftet wird. Wäre es anders, dann wäre das Blut unsrer Tapfern durch einige von Frankreich wieder abgetrennte Stücke Landes recht schlecht bezahlt.

Wenn diese beiden Gründe, nackt für sich betrachtet, nicht stark genug sind, um die Rückforderung von Elsaß und Lothringen zu rechtfertigen, so gibt es ein anderes Motiv, welches positiv gegen dieselbe zu sprechen scheint. Eine oft mißachtete Lehre lautet dahin: nach einem Kriege, wie der gegenwärtige, soll der Sieger den besiegten Feind entweder vernichten, mindestens so schwächen, daß er niemals wieder viel Schaden kann, oder er soll ihn durch Schonung gewinnen, er soll dem berechtigten Nationalgefühl desselben nicht zu nahe treten, auf daß er nicht in einer ihm günstigen Stunde, sobald er vielleicht einen starken Verbündeten findet, wieder zu den Waffen greift. Aber da stoßen wir gleich auf die Frage: Was ist berechtigtes Nationalgefühl? Wir werden sogleich uns darüber erklären, daß unter einer Voraussetzung die Rückforderung von Elsaß und Lothringen ein Frankreich mit Unverstand zugesüßtes Leid, kein Gewinn für uns und die Quelle künftigen Unglücks ist, daß sich dagegen unter einer anderen Voraussetzung in ihr ein Akt geschichtlicher Nothwendigkeit vollzieht, der, wie alles von dem lebendigen fortschreitenden Geiste der Geschichte Getragene, schließlich befruchtend und wohlthätig wirken muß. Fragen wir zunächst nach den leitenden Gesichtspunkten. Wenn in unsrer civilisirten Zeit nach einem großen Völkerkampfe der Sieger aus dem Staatskörper des unterlegenen Feindes ein Stück Land ausschneidet, welches für die Zukunft nur dort an seinem Platze ist, nur dort seine Befriedigung findet, wo es seit vielen Menschenaltern hin gehört, nicht mehr auf der Seite, auf welcher es vor dieser Zeit stand, so ist dies im Grunde ein Mißbrauch des Sieges. Es wird damit nicht eine fremde Ueberhebung in ihre Schranken zurückgewiesen, sondern ein innerlich ungesunder Zustand herbeigeführt, durch welchen das Nationalgefühl auch eines solchen Nachbarn bleibend herausgefordert wird, der für das, was ihm und was den Andern gebührt, ein unbefangenes Urtheil besitzt, oder dem die Schule des Unglücks allmählich eine solche objektive Schätzung gelehrt hat. Etwas Anderes aber ist nicht minder wahr, nicht minder wichtig.

Wenn gesagt wurde, nach einem Krieg wie

der gegenwärtige habe man verständiger Weise nur zwischen der vollständigen Unschädlichmachung des Feindes und der Schonung seines berechtigten Nationalgefühls zu wählen, so wäre es ein übles Mißverständniß, wenn man solche Schonung mit der Nachgiebigkeit gegen Präensionen verwechselte, welche auf eingemurzelter Ueberhebung gegen andere Staaten beruhen. In solcher Nachgiebigkeit liegt keine staatsmännische Voraussicht, sondern eine verderbliche Schwäche. Sie läßt die Antriebe zu periodisch erneuertem Zwiespalt und Kampf fortbestehen und nöthigt nicht dazu, sich auf Grund einer richtig geschlossenen Abrechnung endlich zu verstehen, wenn auch nach manchem bitteren Verdruß wegen zerschlagener Illusionen und gekränkter Eitelkeit. Nur ein solches Verständniß bildet zulezt die feste Grundlage für dauernde Freundschaft, für ununterbrochen friedlichen Völkerverkehr, „les bons comptes font les bons amis“. Gerade die Geschichte Frankreichs liefert die lehrreichsten Belege für diese Wahrheit. Der Wunsch, Elsaß und Lothringen zu behalten, steht auf einer andern Stufe als das Verlangen nach dem linken Rheinufer überhaupt, welches das Verlangen nach deutschen Ländern in sich begreift, die, ursprünglich deutsch, auch stets deutsch geblieben sind in ihrem Wesen und in ihrem staatlichen Verband, mit Ausnahme einer vorübergehenden feindlichen Okkupation. In dieser Richtung tritt der Unterschied zwischen Nationalüberhebung und berechtigtem Nationalgefühl in den grellsten Farben vor Aller Augen. Man irrt aber, wenn man dieselbe als ein Kind der Napoleonischen Eroberungszüge nur mit den Napoleonischen Traditionen in Verbindung bringt. Die Krankheit sitzt tiefer. Schon 1444 hatte König Karl VII. in einem Manifest an die Schweizer den Rheinstrom für die natürliche Grenze Frankreichs erklärt; und schon Richelieu hatte, wie William Temple in seinen Memoiren bemerkt, den großen Plan gefaßt, Flandern und das linke Rheinufer, die Frankreich zugehörten, zu erobern. Nun, daß man Frankreich nach seinen Niederlagen von 1814 und 1815 aus der Napoleonischen Eroberungsperiode größer hervorgehen ließ, als es 1790 gewesen, ist gewiß eine Schonung, welche mehr als Schwäche denn als weise staatsmännische Voraussicht erscheint. Heute, wo sich die Napoleonische Politik seit 1862 enthüllt, heute, wo wir jene unverantwortliche Leidenschaft nach dem deutschen Rheinufer auch im französischen Volke, selbst in antinapoleonischen Kreisen, und zwar dann noch aufzudern

sahen, als der ursprüngliche Anreiz zu einer kriegerischen Erhebung hinweggenommen war, heute dürfen wir mit Recht nach dem Werth und nach den Früchten jener 1814 und 1815 befolgten Methode fragen.

Wir sind nunmehr an den Kern der Frage gelangt. Elsaß und Lothringen, beide durch viele Jahrhunderte zum deutschen Reiche gehörig, das erstere in seiner allemannischen Bevölkerung ganz, das letztere zum Theil — heute noch in dem Striche zwischen Metz und den Vogesen — deutsch redend, gingen uns zur Zeit der Religionskriege und des in innerer Fäulniß sich auflösenden Reichsverbandes verloren. Einzelne Theile bröckelten im 16. Jahrhundert ab, das Andere folgte im 17. und 18. Jahrhundert nach. Das deutsche Nationalgefühl war in jenen Zeiten nicht bloß im Elsaß und in Deutsch-Lothringen, es war überall im Reiche fast auf den Nullpunkt gefallen. Frankreich, der neue Herr, hatte daher keinen nationalen Widerstand in den neuen Gebieten zu besiegen. Es war in ihnen, nationalpolitisch genommen, ein leerer öder Raum, der zur Bestiznahme, zur Ausfüllung einlud. Zwei Dinge woben das Band, welches diese von Haus aus deutschen Länder allmählig mit Frankreich innerlich verknüpfte. Zuerst das im Gegensatz zur Reichsnüßere so wohlthunende Gefühl, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, später der Genuß der socialen Freiheit, welche in Frankreich herrschte, während die deutschen Staaten noch lange die spanischen Stiefeln der Feudallasten, des Zunftwesens, des verkümmerten Rechts der Verehelichung und Niederlassung drückten. Blickten die Elsässer über den Rhein, so fanden sie den gemeinsamen staatlichen Zusammenhang auch nach Auflösung des Reiches und nach den Niederlagen Frankreichs nicht, die sociale Freiheit aber, der sie sich seit lange erfreuen, sahen sie erst in neuester Zeit sich allgemeiner auch bei uns einbürgern. So blieben sie, trotz der in der seßhaften Masse des Volkes sich erhaltenden — nur hier und da verdrängten — deutschen Kultur- und Stammesgemeinschaft, in politischer Beziehung gut französisch gesinnt. Nun erhebt sich die Frage der Abtretung des Elsaßes und wenigstens eines Theiles des alten Lothringens von Frankreich. Aber hinter dieser Frage steht die andere: was mit diesen Ländern thun, wenn sie abgetrennt sind? Darin liegt des Pudels Kern. Von der Beantwortung der zweiten Frage hängt die Beantwortung der ersten ab. Können wir diesen Ländern den Eintritt in einen gemeinsamen deutschen National-

staat bieten, so werden sie politisch*) mehr gewinnen als verlieren. Wollen die Kriegsergebnisse wie sie begonnen zu Ende, so wird auch im Elsaß die Ueberzeugung sich Bahn brechen, daß der bis zum Bodensee und bis zu den Alpen erweiterte Norddeutsche Bund an Macht und Einfluß Frankreich wenigstens nicht nachsteht; daß man unter seinem schützenden Dache sicher wohnt und den vollen Pulsschlag eines wirklichen Großstaates, vielleicht von jetzt an des mächtigsten des Continents, wiederstudet. Dann werden diese Länder nicht bloß selbst gewinnen, sie werden auch uns gewonnen sein und wir durch sie gewinnen. Dieselbe Triebfeder, welche sie zur Zeit des politischen Niederganges von Deutschland innerlich an Frankreich knüpfte, wird dann das in ihnen heranwachsende Geschlecht wieder mit uns verbinden, doppelt: politisch und national. Sie werden uns keine Verlegenheit sein, sondern ein Zuwachs an Kraft. Frankreich aber wird lernen und lernen müssen, mit einem Nachbar in Frieden zu leben, dessen Arm nur eine geschichtliche Nothwendigkeit vollstreckt, wenn er nach einem siegreichen Kriege und im Augenblick seiner politischen Wiedergeburt ein ihm durch Jahrhunderte eingefügt gemeines deutsches Grenzland zurücknimmt, welches ihm kein anderer innerer Grund als sein politischer Zerfall für die Dauer dieses Zerfalles entfremden konnte. Endigt dieser große Krieg ohne die Wiederherstellung eines kräftigen deutschen Gesamtverbandes, so ist die Eroberung von Elsaß und Deutsch-Lothringen nur Eroberung; geht aus ihm der deutsche Nationalstaat bis hinab zu den südlichsten Grenzmarken dieser alten deutschen Reichslande hervor, so ist sie mehr und Besseres als dies.

Man sage nicht: dies ist nur eine ins Reich der Theorien und der Ideologie gehörige Unterscheidung. Es ist vielmehr eine Unterscheidung, an welche sich die wichtigsten praktischen Folgen knüpfen. Wir weisen als etwas Zwitterhaftes den Gedanken zurück, Elsaß und Deutsch-Lothringen von Frankreich abzutrennen und daraus einen neutralen, weder zu Frankreich noch zu Deutschland gehöbrigen Staat zu bilden. Warum Länder, die ein großstaatliches Leben freudig mitgeathmet haben, aus einer solchen Verbindung herausreißen, ohne ihnen einen vollwichtigen Ersatz zu

*) Was das Volkswirtschaftliche betrifft, so übersehen wir noch nicht, wie sich — nach Ueberwindung des natürlich störenden Uebergangszustandes — die Bilanz für die namentlich im Elsaß so bedeutenden Fabriken stellen würde.

geben? Und dann, was wäre völkerrechtlich mit dieser künstlichen Schöpfung gewonnen? Frankreich wäre geschwächt, Deutschland nicht gestärkt, aber ein Zankapfel der Zukunft wäre zwischen beide gestellt. Ein schwacher, keine Befriedigung in sich findender Staat würde gebildet, über dem das Geschick der Ungewißheit peinigend schweben, welcher entweder nach dem neuen deutschen oder nach dem alten französischen Reiche neigen würde. Fassen wir die Erwerbung von Elsaß und Deutsch-Lothringen ins Auge, so kann nach der geographischen Lage wohl nur der Anschluß an Bayern und Baden in Frage kommen, wobei für einige andere Staaten vielleicht eine anderweite Ausgleichung gesucht werden würde. Ein solcher Anschluß ist ein gesunder Gedanken, ein haltbarer Bau, wenn der deutsche Nationalkrieg auch die deutsche Frage zu einem befriedigenden Abschluß bringt. Dann sind Bayern und Baden nur die Mittelglieder, durch welche jene Länder in das gemeinsame Haus der deutschen Völkerefamilie, zu welcher sie von Natur gehören, wieder zurückgeführt werden. Dieser Anschluß erleichtert aber auch aus mehrfachen Rücksichten den Abschluß einer kräftigen deutschen Gesamtverbindung und wäre ein fester Zukunftskitt für das neue deutsche Haus, errungen durch viel edles Blut, durch den großen gemeinsamen Kampf. Was würde hingegen dieser Anschluß bedeuten, wenn Deutschland auch nach dem Kriege da steht, wo es jetzt steht, ein politisch geeintes Norddeutschland, Hessen zur Hälfte, Baden, Württemberg, Bayern gar nicht eingefügt, isolirte selbständige Staaten auf dem Fuße von Bündnissen ihre volkswirtschaftlichen und politischen Verhältnisse regelnd. Der Anschluß wäre dann für die besetzten Staaten ein Danaergeschenk, für sie selbst wie für die anderen Theile Deutschlands die Quelle von Verlegenheiten, vielleicht von Gefahren. Die Verdauungskraft von zwei isolirt gebliebenen deutschen Mittelstaaten würde zur Verdauung jener von Frankreich abgerissenen Länder zu schwach sein. Diese, an eine großstaatliche Verbindung gewöhnt, würden den Anschluß an ein Paar Mittelstaaten stets als Strafe, als Degradirung empfinden. Was wir brauchen, ihr politisches Wiederzusammenwachsen mit Deutschland, wäre nicht erreicht; der rechte Weg nach diesem Ziele wäre nicht gefunden.

So führt uns die Frage der Abrechnung mit Frankreich auf die Bedeutung des Krieges für die deutsche Frage. Wir werden dieser Aufgabe ein anderes Mal gerecht zu werden suchen.

v. Wddenbrugl.

Abrechnung mit Frankreich. I. In diesen hohen Tagen denkt Jeder an die weltgeschichtlichen Geschehnisse unsrer Nation. Es sind Wochen voll Festtage, voll blutigen Glanzes und Heldengröße, wie sie jemals auf der Erde erschienen. Es ist, als wallten fort und fort über die Länder daher die ernstesten Feierflänge einer gewaltigen Riesensorgel.

Wie eine unabsehbare Hochebene erhebt sich Deutschland aus Meer und Nebeln, weithin wird es klar auf ihren Höhen und Fluren, und ringsum fällt und rieselt ab, was der geeinigten Nation Emporsteigen hindern und hemmen will.

Das deutsche Nationalgefühl hat sich plötzlich offenbart mit der geheimnißvollen Gewalt einer unwiderstehlichen Naturkraft. Jubelnd schließen sich die deutschen Völker zusammen, in vierzehn Tagen stehen zwölfmahlhunderttausend Mann in Wehr und Waffen, und wie donnernde Hochwasser rauschen unsere Streithäufen in Frankreich hinein, und ihrer Löwenähnlichkeit, ihres freudigen Opfermuths, ihrer Alles niederwerfenden Wucht ist kein Ende. Das zuckt wie Blitzeschlag durch alle Völker. Die Einen sehen es mit Schrecken und Entsetzen, die Andern mit stillem Staunen, was noch da werden will.

Wir wissen nicht, wie Gott unsern großen Waffengang lenkt: bei ihm allein liegt die Entscheidung. Möge er gnädig alles Unheil wenden! Ein unglückliches Ungefähr kann noch halb am Ziele schwere Folgen haben. Nach all dem, was schon errungen und bei so ausgiebiger Stärke, bei so viel edler Treue aller Orten, wo Deutsche sind, dürfen wir hoffen, daß die ungeheure Bewegung ihr Ziel erreicht. Dann aber, wenn wir in Paris den Frieden diktiren, wie sollen seine Artikel lauten?

I. Grundsätze der Abrechnung. Wir betrachten hier nicht, welche Weltstellung aus diesem nie geahnten Aufschwung, aus diesem furchtbar blutigen Mühen und Schlagen hervorgehen soll für das starke Centralvolk Europa's.

An dieses Volk der Mitte grenzen an fast all die andern Völker: dieses empfängt zu gleicher Zeit von ihnen allen und gibt an sie alle aus: dieses hat von allen den Druck zu erleiden, wenn es nicht auf alle einen heilsamen Druck ausübt. Solche Weltstellung unseres Volkes, ein Rückblick auf unsere große Kaisergeschichte, auf unsere jetzige Bedeutung in Kunst und Wissenschaft, ein Vorblick in die kirchliche und sociale Bewegung vorerer Tage, ein Ueberblick endlich der technischen und wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit, — das zusammen genommen,

eröffnet uns unabsehbare Ausichten auf hohe Ehren, auf schwere Pflichten. Von all unsern Nachbarn hat ein jedes Volk seine eigenthümlichen Vortheile, seinen besondern Willen. Wir können es bald mit mehreren Völkern zugleich zu thun bekommen. Doch das soll uns jetzt nicht beschäftigen, das stellen wir getrost Gott und der Zukunft anheim. Jetzt haben wir uns nur mit dem einen französischen Volke auseinanderzusetzen und zu sorgen, daß wir eine gute, klare und feste Stellung gegen dasselbe erhalten.

Wir haben zu erwägen: was wir an Frankreich verloren haben, was es wieder herausgeben muß. Es ist eine alte Abrechnung, sie erstreckt sich auf länger als hundert Jahre. Jetzt oder nie müssen wir sie abschließen. Ferne sei uns Raubsucht oder sträflicher Uebermuth! Lassen wir auch dem französischen Volke, was ihm von Gottes und Rechts wegen gebührt, und was es nöthig hat, um den Veruz zu erfüllen, der ihm nach seiner Lage und Begabung unter den Völkern der Erde zugefallen. Wir wollen ja kein leichtsinnig oder ruhmstüchtig Werk in den Sand bauen, sondern eine naturgemäße und deshalb dauernde Ordnung in Europa schaffen.

Bei einer naturgemäßen und dauerhaften Ordnung aber unsres Verhältnisses zu Frankreich muß uns Zweierlei nothwendig werden.

Erstens Sicherheit auf unserer Westgrenze. Wir müssen eine Scheidemauer zwischen uns und den Franzosen aufrichten, die haltbar ist und auf der rechten Linie steht, damit wir endlich geschützt sind vor all dem Elend und der unaussprechlichen Beunruhigung, die uns seit Jahrhunderten die gallische Ruhm- und Raubsucht gebracht hat. Nicht noch einmal soll unerhörte Frechheit uns plötzlich in ungeheuren Krieg und Hunderttausende unserer Heldenjugend in Kampf und Tod stürzen.

Zweitens muß unserer nationalen Ehre Genüge geschehen. Kein deutsches Schulkind soll mehr gezwungen werden, sein Vaterunser in wälscher Sprache dem Schulmeister herzusagen, und kein französischer Beamter soll mehr deutsche Bauern und Soldaten schimpfen, weil sie seine Sprache nicht verstehen.

Dies Beides müssen wir erreichen, das ist eine Pflicht gegen uns und unsre Kinder. Jetzt oder niemals ist der rechte Zeitpunkt dazu!

In Erfüllung dieser ernsten Pflicht dürfen wir uns nimmer behindern lassen durch gutmüthige Rücksichten; das theure Blut unserer Söhne und Brüder, das stromweise fließt, läßt

kein Recht mehr zu weichherzigen Anwandlungen. Nur Hohn und Spott würde der übel angebrachte Edelmuth uns von aller Welt eintragen, von Franzosen und Russen am meisten. Frankreich hat niemals gegen Deutschland edelmüthig gehandelt, nie und nimmer hat es gegen uns etwas Anderes bewiesen, als wahrhaft teuflische Selbstsucht. Bedenken wir nur, was man selbst in diesen Tagen uns geboten hat.

Der Krieg sollte ein wahrer Raubkrieg sein im großen Stil. Schon vor vier Jahren wollte Louis Napoleon das ganze deutsche Land links vom Rhein ertrogen.

Ohne Grund und Ursache wird der Krieg erklärt, eröffnet mit Beschimpfung des königlichen Oberfeldherrn.

Halbwilde Araber und schwarze Neger werden gegen uns ins Feld geführt. Wie entsetzlich würde dies Raubgesindel in unsern Dörfern und Städten gehaust haben!

Deutsche Handelsschiffe werden dem Seeraub preisgegeben, deutsche Waaren an der Grenze mit den härtesten Zöllen belegt. Französische Zeitungen lehren öffentlich, wie der Soldat in Deutschland vergabenes Geld und Gut mit der Gießkanne im Garten ausfindig mache.

Sowie der Feind einen Fuß über die deutsche Grenze setzt, beschießt er die offene Stadt Saarburg mit Brandkugeln. Baden mußte zittern vor einer vandalischen Verwüstung, wie sie einst über die Rheinpfalz erging. Warum sonst griff man die Plüge aus der Luft, das badische Heer brauche kleine Sprenggeschosse?

Endlich setzt all diesen schändlichen und empörenden Thaten die Krone auf die barbarische Austreibung von vieler Tausende ehrlicher Handwerker und Kaufleute, bloß weil sie Deutsche sind.

Ganz Europa faßt Schrecken und Abscheu vor solcher Kriegsführung. Und wir sollten die Thoren sein, einem Feind gegenüber, der in unsern Tagen solche Mittel gebraucht, etwas Anderes sprechen zu lassen, als den kalten Verstand, der lediglich die eigene Sicherheit hemmt?

Wohl aber erfordert es politische Klugheit, Stimmung und Interessen der andern Mächte nicht außer Berechnung zu lassen. Verkennen wir doch keinen Augenblick unsere wirkliche Lage! Keine einzige Macht, höchstens das ferne Nordamerika ausgenommen, gönnt uns Siege mit großem Gewinn. Was wir Frankreich an Land und Leuten nehmen, wird von all den Völkern rings um uns her so unbehaglich empfunden, als riße man es von ihrem eigenen Leibe. Sehr möglich, daß die deutschen Siege im Gefolge

haben eine spätere Koalition gegen Deutschland. All die Völker haben noch Erinnerungen an die deutsche Raifergewalt, und ein jedes weiß, daß es sich sättigte, wenn Deutschland darbt.

Gut denn, seien wir mäßig in unsern Forderungen! Geben wir ohne Noth Andern zu klagen keinen Anlaß! Nur fürsorgen mögen wir, daß die Macht unsers gefährlichsten Feindes für künftig geschwächt und seine Abwehr erleichtert sei. Was jetzt eine abgemachte Thatsache wird, daran wird später nicht so leicht wieder gerührt.

Im Uebrigen weiß Jedermann, daß Deutschland jetzt zwölffmalhunderttausend Mann unter dem Gewehr hat, und daß seine Straßen und Bierhäuser von kräftiger Jugend noch nicht merklich leer geworden.

II. Unsere natürliche Westgrenze. Die Natur hat zwischen Deutschland und Frankreich eine Grenze gezogen. In der Bodengestaltung ist sie deutlich vorgezeichnet, und in der Staatenbildung vor Alters wohl anerkannt. Ja, wenn wir diesen natürlichen Grenzzug genau verfolgen, auf der Landkarte wie in der Geschichte, so stellt sich klar zu Ungunsten Frankreichs eine doppelte Thatsache heraus, eine geographische und eine historische.

Die geographische besteht darin, daß alles Land, welches Frankreich vom Rhein, Mosel, Maas- und Scheldegebiet besitzt, ihm mehr künstlich als natürlich angegliedert erscheint. In volkswirtschaftlicher Hinsicht sind die Lebensbedingungen der Landestheile, die man mit Recht als das germanische Frankreich bezeichnet hat, nicht an das übrige Frankreich geknüpft.

Die geschichtliche Thatsache stellt sich noch mächtiger dar. Im Leben der christlichen Völker zählt ein und das andere Jahrhundert wenig. Das Schwergewicht der Völker schwankt hin und her, hier läßt es ein Gebiet frei, dort ergreift es ein scheinbar verlassenes wieder. Nun ist es gar nicht so lange her, nur zweihundert, zum Theil erst etwas über einhundert Jahre her, daß die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich — einen schmalen Küstenstrich am Kanal ausgenommen, — zu unserm Nachtheil verrückt wurde, und zwar nicht durch eine ethnographische oder natürliche, sondern durch eine rein politische Linie.

Was aber noch bedeutungsvoller ist, die ethnographische Natur der Grenzlande, die hier in Betracht kommen, hat bis zum heutigen Tage sich nicht sehr wesentlich verändert.

Die natürliche Grenze aber beginnt mit dem letzten Höhenzug, der in der Mitte zwischen

Boulogne und Calais am Vorgebirg der grauen Nase (Cap Gris nez) ansteht und, sich breit nach beiden Seiten abdachend, bis ins Duellengebiet der Eys, Schelde, Somme, Oise und Sambre zieht. Es ist die Wasserscheide. Was von Bächen und Flüssen rechts abläuft, gehört zum deutschen Meer, zur Nordsee; was zur linken Hand geht, hat seinen Zug zum Kanal zwischen England und Frankreich. Auf die deutsche Seite fallen außer Calais, einer alten französischen See-citadelle, die aber noch immer halb englischen Gepräges ist, Dunkirk (vlämisch Dunckerken), der fünfte Handelshafen Frankreichs, das alte Arras, die wichtige Fabrikstadt und Festung Nyffel (französisch Lille), das weitläufige Douai (franz. Douai), die alte deutsche Reichsstadt Cambray (Cambrai) und die hennegauer Grafschaft Valenciennes. Schon bei dem Ursprung der Schelde wird die Erhebung des Bodens bedeutender, und es entsteht das lang sich hinziehende Waldgebirg, die Argonnen, welche durch seine rauhen Wälder, seinen langen Rücken, seine tiefen Waldböden, zwischen denen es nur Hohlwege und grundlose Straßen gibt, sich von selbst als eine vortreffliche Grenzlinie darstellt. Vom Kanal St. Quentin, der die Wasserscheide durchschneidet, ziehen sich die Waldhöhen nicht sehr weit von der politischen Grenze hin bis nach Sedan an der Maas. Von da gehen sie im geraden Strich, immer rechts die Maas und links die Aisne und Marne mit ihren Nebenflüssen, bis zur Hochebene von Langres, der breiten Brunnkammer der nach allen Seiten abfließenden kleinen Gewässer. Von da schlagen die Siegelberge (Montagnes de Faucille), welche ebenfalls dicht bewachsen sind, ihren Bogen nach Norden hin bis zum Südstock der Vogesen, dem Wälschen Belchen oder Ballon d'Alsace. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diesseits dieser natürlichen Grenzlinie Verdun (ehemals Birten), Metz, Toul, Nancy, Lunéville (Lünstadt) liegen.

Zwischen Vogesen und Jura öffnet sich das Rhonethal, das Völkerthor zum und vom Rheinland. Nur niedrige Anschwellungen des Bodens bezeichnen hier die Sprach- und Volksgrenze. Drüben aber ziehen nach Südwesten die langen schroffen Ketten des Jura, welche mit den Alpen von Savoyen und der Dauphiné auf der einen, mit den Ebenen und der Goldhügelfette auf der andern Seite das große reiche Rhonethal umschließen.

Unterfuchen wir nun, was hüben und drüben dieser Naturgrenze zu Deutschland gehörte, was

von ihm abgerissen wurde, und was es von Rechts wegen wieder fordern muß, auch in politisch gerechtfertigter Weise wieder fordern kann, um endlich vor einem frechen Erbfeinde Schutz zu bekommen. Es wird dabei nöthig sein, öfter auf die Geschichte zurückzugreifen, ohne jedoch hier irgend etwas mehr als rasch einen leichten Ueberblick zu versuchen.

Es sind vier Gruppen, die wir eine nach der andern uns vorführen müssen, das Rhonegebiet, die belgischen Grenzlande, Lothringen, Elsaß.

III. Das Rhonegebiet. Dieses hatte von jeher seine besondere Natur und Geschichte. Erst seit vierhundert Jahren ist dies Stück Frankreich, welches zum Mittelmeer schauet, mit dem oceanischen Frankreich vereinigt, das Avignonner Gebiet sogar erst in der Revolutionszeit. Noch immer, so sehr auch der französische Staat sich erweitert hat, begrenzt das Rhonethal zwei Neuntel des ganzen Gebietes. Die letzten dreihundert Jahre, ehe es der französischen Herrschaft anheim fiel, war es als Königreich Arelat dem deutschen Reiche angegliedert. Kaiser Konrad II. hatte 1038 die burgundische Königskrone erworben. Noch ein Nachklang aus jenen Zeiten ist es, daß im Volksmunde das Land zur Linken der Rhone „das Reich“ (l'empire) heißt. Damals hielt sich der Deutsche für wohl berechtigt, gleichwie der Engländer und Franzose und selbst der Italiener es noch heutzutage thut, die fremden Ortsnamen in seiner eigenen Sprache aufzufassen, also sie so zu sprechen und zu schreiben, wie sie ihm mundgerecht waren. Die Provence hieß Provinz, Marseille Marsilien, Arles Arelat, Aix Wälsch-Nachen, Orange Drense, Grenoble Graswalde, Vienne Wälsch-Wien, Viviers Weiherz und Lyon Wälsch-Leyden.

Es ist wahr, der deutsche Kaiser übte selten thatsächlich sein Herrscherrecht im Königreich Burgund anders aus, als durch Befehlungen. Der Besitz war für Deutschland mehr eine Ehre und Pflicht als reale Macht. Entschieden aber war er eine Vermehrung des politischen Ansehens der deutschen Nation, und die burgundische Krone auf dem Haupte ihres Kaisers, der legitime Ausdruck, daß das große Rhonegebiet nicht der französischen Macht dienen solle. Selbst Kaiser Friedrich III. hatte noch ein lebendiges Bewußtsein davon. Als im Jahre 1474 der reiche Mailänder Herzog ihn anging, ihm die lombardische Königskrone zu verleihen, erklärte Friedrich: „Es sind vier Kronen im Reich, in deutschen und wälschen Landen, — die erste

zu Nachen, die andere zu Arelat, die dritte zu Mailand, die vierte zu Rom, die allein auf mein Haupt gehören. Und nachdem ich ein Mehrer des Reichs genannt werde und bin, so will ich das nicht mindern oder meine Würdigkeit einem Andern geben. Das möchte ich meines Wesens halb nicht erleiden noch thun auf irgend eine Weise*“.

Als Kaiser Friedrich III. diese Worte zu Augsburg auf dem Reichstage sprach, war längst die deutsche Herrschaft am untern Rhoneufer erblichen, der König von Frankreich dort an des Kaisers Stelle getreten. Aus kleinen Anfängen hatte sich der französische Staat gebildet. Im Beginn des 14. Jahrhunderts umfaßte er erst etwa ein Drittel des jetzigen Frankreichs, denn auf seiner Westseite besaß die Krone England die großen Lehen der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine, Touraine, Guienne und Gasconne. Auf der Ostseite aber breitete sich die riesige Größe des deutschen Reiches aus. Eines aber hatte Frankreich schon damals vor allen Reichen Europa's voraus. Begründet auf die festen Ueberlieferungen römischen Staatswesens, welches sich in Frankreich ungebrogener als irgendwo erhalten hatte, verstärkt durch den Zusammenfluß der geistlichen und weltlichen Großen am karolingischen Königshofe, hatte hier der Gedanke der Staatseinheit, der Königsherrschaft, die kraftvoll vom Throne aus über das ganze Land geht, sich ausgebildet und gefestigt. Es war, wie Schreiber dieses an einem andern Orte**) sagte, Frankreich ins 14. Jahrhundert eingetreten, gehärtet und zusammen geschmiedet durch die großen Arbeiten, die in langjähriger Regierung Philipp August und Philipp der Schöne, und zwischen ihnen der Klügste von allen, der heilige Ludwig, verrichtet hatten. Zu einer festen Masse verdichtet, zog jetzt Frankreich die Gebiete und Städte an sich, welche langsam vom deutschen Reiche abbröckelten. Geistliche Fürsten mußten den Schutz, weltliche den Lehnsverband des Königs annehmen. Insbesondere aber war es ständige Politik des französischen Hofes, für seine Prinzen Erbthöchter in den deutschen Grenzgebieten aufzusuchen, sie diese heirathen zu lassen, und dann als Frankreichs Lehnsleute sie festzuhalten. Solche Vorposten beugten sich auch vor dem deutschen Lehnscepter, wenn der Kaiser ihnen zu nahe kam:

*) v. Böher, Die italienische Krone im Jahr 1474, in Raumer's „Histor. Taschenbuch“ 1869. S. 275.

**) Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im „Münchener historischen Jahrbuch“ 1866. S. 309.

immer aber und endlos erhoben sie Streitigkeiten über die Pflichten, welche daraus hervorgingen, und gewiß wurde jedesmal, wenn die Zeit irgendetwas günstig erschien, vergessen, daß diese französischen Prinzen auch des deutschen Reichs Vasallen seien.

Schon Adolf von Nassau hatte dem französischen Könige einen Fehdebrief gesandt, weil er Gebiete und Rechte, die dem Reiche gehörten, ihm vorenthalte. König Albrecht brauchte Frankreichs Allianz wider den Papst. Dem folgenden Kaiser, Ludwig dem Bayer, erregte die französische Politik, indem sie sich päpstlicher Bannflüche bediente, unaufhörlichen Aufruhr und schlimmes Unheil im Innern des deutschen Reichs. Rasch reisten die Dinge unter Kaiser Karl IV., der in Paris erzog und mit dem verwandten französischen Hofe innig verbündet war. Wohl ließ er sich noch in Arles krönen, wohl machte er die blüdigsten Vorbehalte für die Rechte des deutschen Reichs: thatsächlich aber ließ er nicht bloß das Lyoner Gebiet, dessen Erzbischof schon längst Frankreichs Schutzhöriger geworden, die Dauphiné, die dem letzten Besitzer für Geld abgedrungen wurde, die Bisthümer Valence und Die, sowie andere burgundische Städte und Herrschaften dem französischen Machtgebiet anheimfallen. Ueber die Dauphiné und die Bisthümer ernannte er den französischen Kronprinzen selbst zum Reichsstatthalter mit vollster Gewalt. Seit dieser Zeit war das Rhonegebiet der französischen Herrschaft versfallen, und es wurde ihr nicht schwer, auch die letzten Stücke an sich zu ziehen. Die Provence, welche den Anjous gehörte, fiel zu Ende des Mittelalters der französischen Krone anheim. Zur selben Zeit wurde für die Oberherrschaft über das Fürstenthum Orange angeknüpft, während das Land selbst im nächsten Jahrhundert an einen Zweig der Nassauer gedieh, die sich jetzt die Dranier nannten. Ihre Erben, unter denen der König von Preußen der Mächtigste war, verzichteten erst im Utrechter Frieden 1713 darauf. Das päpstliche Gebiet von Avignon und Venaissin nahm die französische Republik einfach in Besitz, indem sie keinen andern Grund anzugeben wußte, als es entspreche dem Wunsch und Bedürfnis der Bewohner.

Es wird nun wohl Keinem einfallen, auf dieses prachtvolle fruchtreiche Rhonegebiet deshalb, weil es im Mittelalter zum deutschen Reiche gehörte, noch jetzt Ansprüche zu machen, oder, wie der Napoleonische Kunstausdruck lautet, es zu revindiciren. Durch Natur und Geschichte

ist es bestimmt, entweder einen selbstständigen Mittelstaat zu bilden zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, oder es muß einen Theil Frankreichs bilden, dessen Sprache all seine Bewohner sprechen, ausgenommen die Provençalen, die ihre alte wohlklingende Mundart, die poetische Sprache „der frühlichen Wissenschaft“ sich noch nicht ganz rauben ließen.

Etwas anders steht die Frage bezüglich der schönen Freigrasschaft Burgund und der gefürsteten Grafschaft Mumpelgard (Montbéliard). Von diesen Gebieten ist Hochburgund oder die Freigrasschaft noch nicht zweihundert, Mumpelgard noch nicht siebzig Jahre französisch. Der Erzbischof von Bisanz (Besançon) war das ganze Mittelalter hindurch ein treuer deutscher Reichsfürst, und nicht selten erblicken wir ihn als einen der Bedeutendsten und Thätigsten im Gefolge unserer Kaiser. Die Stadt Bisanz selbst blieb freie Reichsstadt, während die Freigrasschaft die Geschichte des neuburgundischen Reiches theilte. Als Ludwig XIV. endlich im Rymweger Frieden Hochburgund erwarb, beeilte er sich, Bisanz aufs Stärkste zu besetzen. Das Mumpelgarder Gebiet, welches sich dem Sundgau vorlagert, kam ebenfalls durch eine Erbtöchter des letzten Grafen an das Haus Württemberg und wurde erst im Küneviller Frieden 1802 ihm entzogen.

Zufall war es gewiß nicht, daß vom ganzen Rhonethal gerade diese beiden herrlichen und mineralreichen Berglandschaften so lange vom deutschen Reiche festgehalten wurden. Sie sind durch die Ausläufer der Vogesen von Frankreich getrennt. Sie liegen da, wo Deutschland keine Naturgrenze für sich hat. Hier fließt die Rhone hin zum Süden, der Rhein zum Norden: man braucht gar nicht tief zu graben, um die Gewässer des einen in den andern zu führen. Wer dieses Schlüsselgebiet beherrscht, hat freien Durchpaß ins deutsche wie ins französische Land. Schon Cäsar und Ariovist kämpften darum.

Die Sprachgrenze folgt hier der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, sie ist all die Jahrhunderte her so ziemlich unverrückt geblieben. Aber auch jenseits unserer Sprachgrenze hat das Volk in den schönen hochburgundischen Bergthälern sich etwas vom deutschen Wesen, von ruhiger ernster Thätigkeit bewahrt, welches unter der Hülle französischer Sprache und Sitte einen merkwürdigen Abstrich bildet gegen die unruhige wälsche Art und Weise dahinter. Nach der Volksmeinung erhielt die Gegend ihren Namen

einer „Frei-Grasschaft“ von den vielen Privilegien, durch welche hier Ortschaft für Ortschaft sich die deutsch-mittelalterlichen Rechte und Freiheiten zu sichern mußte. Frankreich hat von hier bedeutende geistige Kräfte gezogen. Steht doch in Mumpelgard die Statue des großen Cuvier, der auf der Stuttgarter Karlschule die Grundlage seiner Bildung erhielt.

Deutsche Politik möge sorgen, daß wenigstens das altberühmte Völkertor zwischen Bogen, Jura und Schwarzwald vollständig unter deutschem Verschlusse bleibe. Die Schweiz könnte einmal minder sink als jetzt bei der Hand sein, einem französischen Heere auf dieser StraßedenDurchgang nach Deutschland zu verlegen.

IV. Belgische Vorlande. Eine schwere nationale Nachwirkung hatte für den Nordwesten des deutschen Reichs der Aufbau der neuburgundischen Macht und Pracht. In den sechsziger Jahren des 14. Jahrhunderts geziehen durch Heirathen an einen französischen Prinzen mit Dijon und Chälons die Freigrasschaft Burgund, die Grasschaft Utrecht (Artois), endlich das reiche Flandern. Ein Zweig des Hauses siedelte sich über nach Brabant und Limburg. Endlich kam Herzog Philipp der Gute, der große Meister der Staatskunst, der als Erbe und Eroberer, als Käufer und geschickter Unterhändler all diese Gebiete mit Hennegau, Namur, Seeland, Holland, Luxemburg und selbst Utrecht unter seinem Befehl vereinigte. Es waren die reichsten und bevölkerlichsten Länder der Christenheit. Philipp regierte von 1422 an fast zwei Menschenalter hindurch: in dieser langen Zeit mußte er jedes dieser Fürstenthümer wohl zu fassen, das eine an das andere zu knüpfen, und sie zugleich mit einem Geiste zu erfüllen, der sich gegen Deutschland abwehrend und feindlich verhielt. Sein Hof war der glänzendste in Europa, ein Hof, dessen Sitte den andern Höfen zum Vorbild diente, zu seinen Turnieren strömte die erlesenste Ritterschaft aus aller Herren Ländern und holte dort ihre Standesgesetze, über die Ursachen seiner Erfolge aber grübelte jeder Minister. Während seiner Regierung war es, wo französische Sprache, Bildung und Sitte nach Flandern, Brabant und Holland einströmte. Damals, als sie dauernd einem vorzugsweise französischen Staatskörper angegliedert waren, entfremdeten sie zuerst sich gründlich vom deutschen Reiche. Damals setzten sich auch in ihrer Sprache etwas Störriges und Knorriges fest, welches dem Geist der deutschen Sprache sich widersetzte und — neben der politischen Entlegenheit und Absonderung — ver-

hinderte, daß die plattdeutschen Mundarten in Flandern, Brabant und Holland das Schicksal des Plattdeutschen in der ganzen norddeutschen Tiefebene theilten.

Es war ein großes Glück für Deutschland, daß der tollkühne Karl der Kühne von seines Vaters Staatsflugheit und Mäßigung nichts geerbt hatte. Auf seinen Eroberungszügen gegen den Rhein und gegen Lothringen erlag er deutschen Waffen bei Neuß, Murten, Granfon, Nanzig. Durch seiner Tochter Vermählung mit Maximilian von Oesterreich kamen Holland, Belgien und Artois 1478 wieder unter deutsche Verwaltung. Kaiser Karl V. zwang den französischen König, auch auf seine alte Lehnherrschaft über Artois und das französische Flandern zu verzichten. Die Niederlande waren jetzt dem französischen Einflusse ganz entzogen, und um sie noch mehr davor zu sichern, verknüpfte sie der Kaiser als burgundischen Kreis mit dem deutschen Reiche. Leider fielen sie nach seinem Tode an die spanische Krone, und diese war es, welche hundert Jahre später nach vielen blutigen Kriegen sich gezwungen sah, das Artois, Dünkirchen mit dem benachbarten germanischen Flandern, Lille mit dem französischen Flandern, Cambrai und Valenciennes mit dem halben Hennegau an Frankreich abzutreten. Selbst Kortryk (Courtrai), Dudenaerde, Mons, Luxemburg waren damals eine Zeitlang französisch. In der Revolutionszeit wurde all dies Schelde- und Maasland vorübergehend zu Frankreich geschlagen, auf dem Wiener Kongreß aber so ziemlich die Grenze belassen, welche Ludwig XIV. erobert hatte.

Kommt man jetzt von der Picardie nach dem Utrechter Lande (Artois) oder dem Hennegau, so merkt man alsbald eine Veränderung in der Landschaft, der Bauart der Häuser, dem Treiben und Wesen der Leute. Die Fikarden sind ächte Franzosen; die Bewohner von Artois aber, welches ehemals einen Theil Westflanderns bildete, ferner vom wallonischen Flandern und Hennegau gehören nach Gewerbe und Lebensart zu den übrigen Belgiern. Dünkirchen ist eine ächt niederländische Seestadt, die fetten Marschen der Umgegend ziehen sich bis weit ins Artois hinein. Arras, Lille, Cambrai, Valenciennes sind Fabrikstädte ganz wie die belgischen, wir finden dort dieselben Erwerbszweige, denselben Fleiß, dasselbe Eland der Uebervölkerung, mit großer Leichtigkeit siedeln die Leute nach hüben und drüben, am meisten aber die Belgier nach Frankreich. Noch immer bildet

die natürliche Grenze, wie sie vom Kap Gris nez zwischen den Flussquellen sich auf der Wasserscheide bis zur Mose bei Sedan hinzieht, eine Scheidung der Volks- und Landesart. Es ist kein natürlicher Grund denkbar, weshalb diese Landschaften nicht zu Belgien gehören sollen.

In Bezug auf das westflandrische Artois (Artois) wurde aber die natürliche Grenze schon einmal 1180 überschritten, als es König Philipp August zum Brautschatz erwarb. Allein schon fünfzig Jahre später wurde es als besondere Grafschaft unter einer Nebenlinie des Könighauses hingestellt und kam später zum niederländischen Zwischenreich des neuburgundischen Hauses. Mit Belgien also vereinigt blieb das Land, bis die Spanier es 1659 an die Franzosen abtraten. Es ist daher gegen neun Jahrhunderte mit den Niederlanden, und im Mittelalter vorübergehend noch nicht anderthalb, und in der neuern Zeit zwei Jahrhunderte mit Frankreich vereinigt gewesen. Jedoch hat die französische Sprache im Artois die deutsche, welche ehemals in den Küstenstrichen über Calais bis nach Boulogne ging, nach und nach ausgelöscht. Wir haben vom Standpunkte der Volkssprache kein Recht mehr auf dieses Land.

Am Ende des Mittelalters mochten im jetzigen Gebiete Frankreichs noch 300,000 Menschen flämisch-deutsch reden, gegenwärtig sind es nicht ganz 200,000 mehr, und diese wohnen dauernd hauptsächlich nur noch im Departement du Nord, dessen Südgrenze so ziemlich mit der Sprachgrenze zusammenfällt.

Dünkirchen aber mit seinen reichen Marschen und seiner tüchtigen flämisch-deutschen Bevölkerung ist ein werthvolles Besitztum. Sein Hafen faßt zweihundert große Schiffe, und seine Matrosen sind wohlbekannt in allen nördlichen Meeren. Dünkirchen, die Kirche in den Dünen, war früher eine viel umrungene Stadt. Kaiser Karl V. baute hier ein neues Schloß, Franzosen, Engländer und Spanier jagten wiederholt die wichtige Festung einander ab. Für die Engländer war Dünkirchen, was jetzt Antwerpen, eine Vorburg gegen Frankreich. Endlich kaufte es ihnen Ludwig XIV. für 1 $\frac{1}{2}$ Millionen Thaler ab und ließ Stadt und Hafen sogleich aufs Stärkste besetzen. Noch in den Revolutionskriegen spielte Dünkirchen seine alte Rolle zwischen Engländern und Franzosen. Die Letztern haben nun an den flämisch-Deutschen ihres Departements du Nord all ihre Französiungskünste versucht. Da die Bevölkerung nur ein kleiner Bruchtheil der flämischen ist, so machte

man kurzen Prozeß mit ihr. Ihre Sprache wurde wie eine verlegene Waare aus dem Mittelalter behandelt, aus allen Aemtern, aus Schule und Kirche vertrieben. Ging doch die herrschende Partei in Belgien, die französische, mit noch größerem Uebermuth ans Werk, um alles Flämische mit Verachtung und Ohnmacht zu bedecken. Bei alledem denkt der Bauer und kleinere Stadtbürger auch im Departement du Nord noch nicht daran, seine Muttersprache fahren zu lassen.

Leichter vollzog sich die Verbindung mit Frankreichs Volks- und Staatscharakter in Wälschlandern sowie im Hennegau. Die Masse der Bevölkerung besteht hier aus Wallonen, einem kernharten Kriegsvolk, das von deutschen Herren sich wohl befehligen läßt, niemals aber deutsches Wesen annimmt. Lille war schon im neuburgundischen Staat eine seiner wichtigsten Festungen. Die Theilung, welche zu Gunsten Frankreichs den Hennegau und seinen ritterlichen Adel zerschnitt, hatte wenigstens etwas Grund, weil der jetzt französische Theil mit der Hauptstadt Valenciennes den andern, dessen Hauptstadt Mons geblieben, von jeher gern befehlete. Auch im Gebiet der Reichsstadt Cambrai (Rammf), welches zwischen Artois und dem Hennegau lag, war das Landvolk niemals deutsch, obwohl der Bischof von Cambrai auch noch nach dem Jahr der Uebergabe des Landes an Frankreich (1677) den Titel „Fürst des heiligen römischen deutschen Reichs“ nicht aufgab.

Es kann daher hier — den wichtigen Hafen Dünkirchen und seine fruchtbare Umgegend bis zur Eys ausgenommen — keine Rede davon sein, deutsches Sprachgebiet wieder zu erobern. Gleichwohl ist die Frage, ob Frankreich in diesen belgischen Grenzlanden allein Herr und Meister sein soll, von größter Bedeutung. Nicht weil die dichte Bevölkerung so gewerbfleißig und genügsam, — nicht weil das Artois für Frankreich eine Kornkammer ist und der Hennegau sein bestes Steinkohlenlager, — nicht weil geistfrohe schöpferische Männer von hier nach Paris ziehen, — auch Froissard, Monstrelet, St. Rémy, Wavrin, Comines und andere anmuthigen Memoirenschreiber des 15. Jahrhunderts stammten aus diesen Grenzbezirken, — es ist ein anderer Grund, weshalb Ortsnamen dieser Gegend so häufig in der Geschichte erscheinen. Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns hier auf engem Raum die Schlachtfelder dichtgedrängt und Festungen über Festungen, — die Schlachtfelder von Bouvines, Dünkirchen, Gravelingen,

Sondschooten, Malplaquet, Rocroy, — die belgische Festungsreihe Neuport, Ypern, Courtrai, Tournai, Mons, Charleroi, Philippeville, Ma-rienburg, und die dreifache Festungsreihe der Franzosen, in welcher Lille, Dünkirchen, Arras, Cambrai, Valenciennes, Maubeuge, Sedan nur hervorsteckende Punkte sind. Wie oft sind die französischen Heere hier eroberungsfüchtig durchgestürmt und blutig zerschlagen zurückgeworfen! Wie heiß ist um all die Ortschaften auf der Grenzlinie gestritten! Der Grund ist, weil dieser Landstrich vom Meer zur Maas ein offenes Völkerthor. Frankreich ist rings auf seiner Ostgrenze mit Bergketten umgürtet: Pässen gibt es nur an zwei Stellen, zwischen Basel und Belfort an Rhein und Rhone, und hier zwischen Gravelingen und Rocroy in den oberen Maas- und Scheldeländen.

Die Ermägung also des militärischen Grenzverschlusses muß hier vorzugsweise entscheiden, ob und in wie weit die Eroberungen Ludwigs XIV. wieder aufzuheben, oder welche andere Fürsorge jetzt zu treffen.

Um aber Belgien eine Landvergrößerung zu bringen, brauchte sich kein deutscher Arm zu rühren. Die dort herrschende wälsche Partei hat sich gegen Deutschland stets nur abweisend und hochmüthig gezeigt. Wohl möchte es an der Zeit sein, ihr etwas auf die Finger zu klopfen, damit der unleidliche Druck, welchen sie auf Volk und Sprache der Slaven ausübt, doch etwas erleichtert werde. Denkt jene Partei nimmer an das Schicksal der Dänen in Schleswig-Holstein? Wlämisch-deutsch ist so gut deutsch wie Hochdeutsch und Plattdeutsch. Franz v. Pöher.

M e k r o l o g.

Oberweis, Joseph, Universitätsprofessor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte in Innsbruck, † daselbst am 4. August 44 Jahre alt.

Strube, Gustav von, bekannter republikanischer Agitator, † am 21. August in Wien. Er war geboren am 11. Oktober 1805 in Rivland, prakticirte Anfangs der vierziger Jahre in Mannheim als Advokat und war vielfach journalistisch thätig. Nach dem verunglückten Versuch, in Baden die Republik einzuführen und nachdem er Mitglied der konstituierenden Versammlung gewesen, ging er 1851 nach Amerika, machte die Feldzüge von 1861 und 1862 mit,

kehrte aber 1863 nach Deutschland zurück und lebte in Koburg und das letzte Jahr in Wien. Er schrieb: „Allgemeine Weltgeschichte“, Neuhort 1853—60, Koburg 1866; „System der Staatswissenschaft“, Frankfurt 1847—48, 4 Bde.; „Revolutionsepoche“, Neuhort 1860; „Geschichte der Neuzeit“, Koburg 1864; „Diesseits und Jenenseits des Oceans“, Koburg 1864, sowie auch über Phrenologie und Vegetarianismus.

Tomau, Lovro, Führer der Slovenen, seit dem Jahr 1861 und bis in die letzte Session Mitglied des Krainer Landtages und des Abgeordnetenhauses, † in der zweiten Augustwoche in Rodam.

N e u e B ü c h e r.

Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkerstreit. Von Artoth. Darmstadt, Bernini.

Phöniciens Einfluß auf die Cultur des Occidents. Von C. Hübelmann. Nürnberg, Schmid.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Seekriegsrecht. Der deutsch-französische Krieg von 1870 zeigt England, die Seemacht par excellence in einer grade entgegengesetzten Position von derjenigen, welche es fast bis auf die unmittelbare Gegenwart herunter während der letzten Jahrhunderte einnahm. Seitdem es nach einander die Kriegsstotten der Niederlande, Spaniens und Frankreichs unter seinen gewaltigen Dreizack gebeugt hatte, trug es eifersüchtige Sorge, diese seine große Waffe in jeder Beziehung scharf und schneidig zu erhalten. Nicht bloß dem eigenen jedesmaligen Feinde wollte es von Rechts wegen jeden Schaden zufügen dürfen, der sich überhaupt durch kriegsmäßig ausgerüstete Schiffe anthun ließ — wofür die Beschiesung Kopenhagens im Beginn dieses Jahrhunderts ein großes geschichtliches Zeugniß

ablegt —, sondern auch die Rechte der Neutralen zur See sollten auf den engsten Umfang beschränkt bleiben, damit der Feind durch sie nicht einen seine Widerstandskraft steigern den Nutzen erlange, der sich nur irgend verhindern lasse. Die britischen Prisenrichter, als Mitglieder der regierenden Aristokratie von dem Glauben an dieses nationale Bedürfniß ganz erfüllt, engten in ihren Urtheilen systematisch die Neutralitätsrechte auf das bescheidenste Maß ein; und da das Völkerrecht bis jetzt keine eigentliche Gesetzgebung kennt, Verträge in abweichender Richtung von Großbritannien nicht geschlossen wurden, so wurden auch so entstandenen Urtheilen Präcedenzfälle oder Präjudize, welche den Rechtsbestand in einer barbarischen und veralteten Form zu verfeinern drohten.

Natürlich lehnten sich die andern Staaten dagegen auf. Frankreich versuchte es schon unter Ludwig XIV. mit der bekannnten Ordonnanz von 1681, die in dieser Hinsicht auch zum Theil ihren Ideen nach 1713 in den Frieden von Utrecht überging, aber größtentheils doch als ein Akt einseitiger nationaler, nicht internationaler Rechtschöpfung auf dem Papiere blieb; unter Napoleon I. dann, der gigantischen Erneuerung des sogenannten großen Ludwig, vermöge der Kontinentalsperre, die das unangreifbare Inselreich gewissermaßen aus Europa hinausweisen, ächten und so zur Ergebung in den Willen des allmächtigen Eroberers zwingen sollte. Es ist charakteristisch für die Stimmungen, welche der rücksichtslose Gebrauch der englischen Seemacht zu national englischen Zwecken auf dem ganzen Festlande hinterlassen hat, daß selbst ein preussischer Völkerrechtslehrer, wie Heffter, in seinem „Europäischen Völkerrecht“ die Maßregeln Ludwigs XIV. und Napoleons I. mit unverkennbarem Wohlwollen beurtheilt. Es ist indessen keine Frage, daß ihr Erfolg nur einen einzigen alles niederdrückenden Despotismus an die Stelle zweier einander bekämpfenden, beschränkenden und einigermaßen im Gleichgewicht haltenden Despotismen gesetzt haben würde. Anders sind die entsprechenden Bestrebungen der großen Regenten und Staatsmänner aufzufassen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Seekriegsrecht eine neue, menschlichere Wendung gaben. Sie handelten wirklich im Einklang mit den humanen Ideen ihrer Zeit, nicht bloß im Interesse ihrer eigenen ehrgeizig-herrsüchtigen Pläne. Dahin gehören auf der einen Seite die von Rußlands Herrscherin Katharina II. ausgehende Neutralitätsallianz von 1780 sammt ihren Folgen, — auf der andern der Vertrag von 1785, den Friedrich der Große mit den Gründern der großen nordamerikanischen Republik abschloß. Diese Schritte eines bessern Völkerrechts gingen zunächst allerdings noch einmal unter in den Zuckungen des Niesenkampfes, welchen England gegen das Napoleonische Frankreich und Europa zu führen hatte, und während dessen es nicht ohne Grund jede bisher zugelassene Waffe ungehindert zu benutzen wünschte. Allein sie lebten in der darauffolgenden Friedenszeit wieder auf, und entwickelten sich nun bis zur Beherrschung des ganzen streitigen Gebiets.

Die Rollen haben sich mittlerweile nämlich ausgetauscht. England ist im Krimkriege 1854 bis 1856 zum letzten Mal unter den krieg-

führenden Mächten gewesen; 1859 im italienischen Kriege; 1861—1865 im amerikanischen Bürgerkriege, 1864 im deutsch-dänischen, 1866 im preussisch-österreichischen und 1870 im deutsch-französischen Kriege blieb es neutral. Es hat also vollauf Gelegenheit gehabt, die Lage und Stimmung einer neutralen Macht im Seekriege kennen zu lernen, und niemals reichlicher als eben jetzt, wo die Ereignisse sich so nahe seinen eigenen Küsten vollziehen. Diese Erfahrung kann nicht umhin, es für Verbesserungen des bestehenden Völkerrechts nach dieser Seite hin über die engherzig-einseitige Praxis seiner alten Preisengerichte hinaus aufgelegt zu stimmen. Vielleicht entfernt sie auch für den größten und wesentlichsten Fortschritt, welchen das Seekriegsrecht noch zu machen hat, das letzte ernste Hinderniß.

Während des letzten europäischen Krieges, an welchem England Theil genommen, des Krimkrieges nämlich, hat es das alte überlieferte Seekriegsrecht noch verschärft durch Aufnahme der Kohlen unter die für Kriegskontrebande zu erachtenden Artikel, eine Verschärfung welcher Frankreich sich damals angeschlossen, während es jetzt aus egoistischen Gründen Kohlen wiederum von der Kriegskontrebande ausgenommen hat. Beim Friedensschlusse dagegen machte England den Ansprüchen der Neutralen einige Zugeständnisse. Es willigte darein, daß Blockaden, um rechtsverbindlich zu sein, effektiv sein müßten; und was mehr bedeutete, daß weder feindliches Gut an Bord neutraler Schiffe noch neutrales Gut an Bord feindlicher Schiffe, außer im Falle des Blockadebruchs oder der Kriegskontrebande, ferner der Wegnahme unterworfen sei. Allerdings ließ es sich für diese Milderungen seiner früheren harten Praxis bezahlen. Der erste Satz der Pariser Seerechtsdeklaration, welche diese Bestimmungen zu einem integrierenden Bestandtheil des Völkerrechts machen sollte, erklärte die Kaperei für abgeschafft. Das klang rein human, war aber in Wirklichkeit mehr im Interesse der Länder mit großer stehender Kriegsmarine als des Seehandels oder der friedfertigen Menschheit überhaupt. Ein Staat wie England wurde, wenn dieser Satz in der That allgemeine Annahme fand, geschützt gegen die Repressalien, welche ein Land z. B. wie die Vereinigten Staaten durch Ausrüstung von Kapern nehmen mochte für die Verluste, welche britische Kriegsschiffe ihrer Handelsmarine zuzufügen im Stande waren. Die Vereinigten Staaten weigerten sich daher auch, der Pariser

Seerechtsdeklaration beizutreten. Sie wollten es nur thun, wenn die Abschaffung der Kaperei ausgedehnt würde auf alle Wegnahme schwimmenden feindlichen Privateigentums auch durch Kriegsschiffe, den Grundsatz des preussisch-amerikanischen Vertrags von 1785. Diesen weiteren und abschließenden Fortschritt herbeizuführen, wurde Ende 1859 von Bremen eine Agitation in Gang gebracht, der sich fast alle bedeutenderen Handelsplätze Europa's und Amerika's angeschlossen. Auch an englischen Stimmen fehlte es in der darauffolgenden Diskussion nicht, die sich für solche Erweiterung des Grundsatzes von 1856 aussprachen. Allein die leitenden Staatsmänner Großbritanniens widerstanden. Sie fürchteten den Dreizaß selbst aus der Hand zu geben, falls sie auf dieses empfindliche Mittel, dem Feinde zu schaden, aus freien Stücken Verzicht leisteten.

Es kann sein, daß, was sie im gegenwärtigen Kriege wahrnehmen, ihre Auffassung umgestaltet wird. Während Preußen, getreu dem Beispiel, welches es selbst in Gemeinschaft mit Oesterreich und Italien schon 1866 gegeben, ausdrücklich auf alle Prisen verzichtet hat, glaubte Frankreich seiner prahlerisch ausgerufenen civilisatorischen Mission genugsathun, wenn es sich lediglich an die Deklaration von 1856 hielt und im Uebrigen seine Kreuzer beauftragte, so viel deutsche Kaufahrer aufzubringen wie möglich. Vergebens protestirten dagegen Männer wie Laboulaye, Michel Chevalier, vergebens im Namen ihrer eigenen Rhedereiinteressen die Handelskammern von Marseille und Havre. Aber was sehen wir? Indes die Franzosen sich für die Niederlagen ihrer Armees und die nothgedrungene Unthätigkeit ihrer Panzerflotte durch diese Jagd auf norddeutsche Handelschiffe schadlos zu halten suchen, marschiren die deutschen Seere unaufhaltbaren Schrittes auf Paris los, wo sie den Frieden diktire und in demselben ohne Zweifel auch eine angemessene Entschädigung der beraubten deutschen Rheder ausbedingen werden. Im Kriege ist Deutschland durch jene officielle Kaperei als Macht nicht genirt worden; beim Friedensschluß wird es sich, wenn seine Landtruppen den Streit zu seinen Gunsten entschieden haben werden, unter anderem auch für die Unbilden zu erholen wissen, welche seiner Kaufahrteilstotte widerfahren sind. Muß dieses Erlebniß die Engländer nicht von der Einbildung zurückbringen, als gäben sie eine wirklich werthvolle Angriffswaffe aus der Hand, wenn sie dem Seeraub der Kriegsschiffe ebenso entsagen wie

seit 1856 der Ertheilung von Kapereibriefen an Privatpersonen? Es wird wohl nicht ohne Bedeutung sein, daß der Londoner „Economist“ schon in seiner Nummer vom 13. August auf dieses Ergebniß des gegenwärtigen Krieges aufmerksam macht. Wenn von dem verstorbenen Lord Palmerston eher zu erwarten gewesen wäre, daß er ans Schwert geschlagen hätte, um Frankreich von der Kriegserklärung zurückzuhalten, oder Belgien, anstatt durch eine neue papierne Bürgschaft, durch Zerstörung der französischen Panzerflotte bei dieser günstigen Gelegenheit zu beschirmen, so verspricht dagegen ein Ministerium Gladstone-Bright eher einzugehen auf eine allgemeine völkerrechtliche Festsetzung, welche allen Seeraub abschafft.

Auch die Vereinigten Staaten haben seit den Verhandlungen der letzten fünfziger Jahre Einiges erlebt, was sie noch geneigter stimmen muß als vorher, zur allseitigen Aufhebung der Kaperei die Hand zu bieten. Es ist bekannt, welchen außerordentlichen Schaden ihrer Handelsflotte ein paar Sonderbunds-kaper wie die „Alabama“ und die „Shenandoah“ zugefügt haben. In Wahrheit hat sich ihre Rhederei von den damals erlittenen schweren Schlägen noch heute nicht erholt. Man wird es in Washington daher gern sehen, wenn neu anzuknüpfende Verhandlungen über die unentschieden gebliebene Hauptfrage des Seekriegsrechts nicht wieder an einer absoluten Disharmonie der Tendenzen scheitern, sondern diesmal zum Ziele führen. Es ist wohl im Hinblick auf derartige neue Unterhandlungen nach dem Kriege geschehen, daß Staatssekretär Hamilton Fish die Anzeige des Norddeutschen Bundesgesandten von Preußens Absichten in Betreff des Seekriegs mit besonderer Feierlichkeit entgegengenommen und beantwortet hat. Die Idee von 1785 steht auf dem Punkte sich zu realisiren; Deutschland und Nordamerika werden sie wie damals proklamiren, diesmal aber glücklicher Weise mit mehr oder weniger durchschlagender Gewalt ihrer Meinung im Interesse des Fortschritts der Menschheit Recht zu verschaffen wissen. Der Norddeutsche Bund hat den Grundsatz der Unantastbarkeit des Privateigentums im Seekriege schon seit 1867, wo der Reichstag ihn einstimmig zur Richtschnur für die diplomatische Thätigkeit des Bundeskanzlers machte, unter seine leitenden Staatsmagazine aufgenommen. Deutschlands Stand in Europa nach diesem ihm abgenöthigten opferreichen Feldzuge wird voraussichtlich danach

sein, daß es den Grundsatz zu einem allgemein anerkannten zu erheben vermag.

Franszösische und andere uns feindselig gesinnte Blätter, in Stockholm z. B., haben die Behauptung in Umlauf gesetzt, Deutschland suche das seit 1856 bestehende völkerrechtliche Verbot der Kaperei zu umgehen, indem es eine aus Kauffahrteischiffen und Handelsseelenten zu bildende freiwillige Seewehr ins Leben rief. Sie lassen dabei fahrlässiger oder böswilliger Weise außer Acht, daß der Norddeutsche Bund sofort bei Beginn des Krieges jeder Art von Pflanzmacherei entsagt hat, und daß der Erlaß wegen Bildung einer freiwilligen Seewehr ausdrücklich nur für die Wegnahme feindlicher Kriegsschiffe Preise auslobt. Eine fernere vermeintliche Beschwerde bildet der Umstand, daß Deutschland den Begriff der Kriegskontrebande weiter ausgedehnt habe als Frankreich. Allein abgesehen davon, daß officiell dieser Begriff gar nicht festgestellt worden ist, in Wirklichkeit auch wohl gar nicht festgestellt werden wird, da der Feind das Meer beherrscht, daß mithin die ganze Beschwerde sich lediglich auf unsere diplomatischen und publicistischen Einwendungen gegen die Versorgung der französischen Flotte mit britischen Kohlen beziehen kann, — abgesehen hiervon hat auch schon der edle Saboulaye in dem „Journal des Débats“ vom 17. August seinen leidenschaftlichen Landsleuten auseinandergesetzt, daß es völkerrechtlich ganz in dem Belieben jedes einzelnen kriegführenden Staats stehe, wie eng oder wie weit er die Grenzen des Begriffs der Kriegskontrebande abstecken wolle, je nachdem er seine Interessen auffasse. In der That hat Frankreich selbst im Krimkriege Kohlen als Kriegskontrebande behandelt, weil ihm damals nicht, wie jetzt, an dem freien Verkehr mit Kohlen gelegen war. Jetzt nämlich ist ihm das Saarbecken verschlossen, aus welchem es in Friedenszeiten einen so großen Theil seiner Kohlen bezieht, und seine Panzerflotte könnte ohne beständige Zufuhr von England und Belgien nicht das Meer halten.

Es setzte eine Weile Deutschland und England zugleich in große Aufregung, ob das erstere sich diese mittelbare Theilnahme des letzteren am Kriege gefallen lassen müsse. Die alten englischen Völkerrechtsexperten, an ihrer Spitze der „Historicus“ der „Times“ mit seinem ganz charakteristischen Schriftstellernamen, behaupteten es; in Deutschland wurde es leidenschaftlich geleugnet. Jene wiesen unwiderleglich nach, daß

es von jeher Rechtens gewesen sei, die Feststellung des Begriffs der Kriegskontrebande den Kriegführenden zu überlassen, sei es nun, daß deren Regierungen ein Verzeichniß der von ihnen so angesehenen Artikel herausgäben, sei es, daß eintretenden Falls ihre Preisgerichte nach älteren Bestimmungen, allgemeinem Herkommen oder der Natur der Sache entschieden; und daß demzufolge, immer nach dem bestehenden rechtlichen Gebrauch, neutrale Regierungen höchstens veranlaßt sein könnten, ihre Angehörigen vor den Folgen eines Verstoßes gegen solche Regeln zu warnen. Wenn dieser Rechtszustand unter gegebenen Verhältnissen die Folge habe, daß die eine Partei von den Vorräthen neutraler Länder unbeschränkter Nutzen ziehe, die andere so gut wie gar keinen, weil jene das Meer beherrsche, so sei dies eben die Wirkung des vor-handenen Machtunterschiedes und nicht des geltenden Völkerrechts. Deutschland müsse sich selbst anklagen, bisher nicht mehr für seine Seestärke gethan zu haben; — das sagte man uns zwar meist nicht geradezu, gab es aber so deutlich zu verstehen, daß kein Zweifel an der eigentlichen Meinung bleiben konnte.

Diesem konservativen, streng juristischen Standpunkt der Engländer im Allgemeinen gegenüber nahmen unsere Zeitungen es mit dem völkerrechtlichen Herkommen ziemlich leicht. Sie forderten Aufrechterhaltung der Neutralität dem Geiste, nicht irgend einem insularen oder kontinentalen Buchstaben nach, und brandmarkten es als eine grobe, pfennigsuchende Inkonsequenz, wenn England sich nicht verbieten wolle, das französische Heer mit Pferden und Patronen, die französische Flotte mit Steinkohlen zu versorgen, während doch sein ganzes nationales Interesse dafür spreche, daß Deutschland in diesem Riesenkampf nicht unterliege. Wozu habe man denn eine unabhängige Gesetzgebung, das Parlament sogar noch in laufender Session zur Hand, wenn man zu solchen Zwecken nicht das überlieferte Recht eventuell verbessern wolle?

Man muß es als ein erfreuliches Zeichen innerer Annäherung zwischen den beiden einander so gut ergänzenden Nationen betrachten, daß nach der ersten Messung der Gegensätze in Deutschland der englische und in England der deutsche Standpunkt durch geeignete Vertreter zu voller Würdigung kam. Stettiner und Berliner Blätter nahmen Auseinandersetzungen an, die sich auf die Seite der alten englischen Anschauungsweise stellten, wenn auch zum Theil von etwas phantastischen praktischen Voraussetzungen aus, z. B.

derjenigen, daß in englischen Häfen deutsche Kaper ausgerüstet werden könnten, ähnlich der berühmten oder berüchtigten „Alabama“. Auf der anderen Seite rieth der Londoner „Economist“ dringend, nicht auf dem Boden des bestehenden Rechts stehen zu bleiben, sondern das Gebiet der Rechtschöpfung zum Zwecke thatsächlicher und völliger Aufrechterhaltung der Neutralität zu betreten.

Hierzu ist es nun freilich nicht gekommen. Regierung und Parlament haben sich vielmehr begnügt, die Foreign Enlistment Act (Gesetz gegen fremde Kriegsdienste) grade in der Richtung zu verschärfen, daß sie die etwa vorzunehmende, aber von Deutschland sicherlich nicht beabsichtigte Aussendung von Kapern aus englischen Häfen fortan unmöglich machen muß. Nicht allein die Ausrüstung, auch der Bau von Schiffen für Rechnung kriegsführender Mächte ist gesetzlich verboten worden. Das Verbot der

Ausrüstung von Schiffen war nach der Ansicht des „Historicus“ der „Times“ die einzige und eine ganz unbegründete Ausnahme von der Regel, daß der neutrale Staat sich direkt nicht in den Handel mit Kriegskontrebande einzumischen habe; aber statt diese Ausnahme zu beseitigen, hat man sie bekräftigt und verstärkt, so daß heute keine „Alabama“ passiren würde. Wir dürfen uns damit vollkommen einverstanden erklären, und hätten nur zu wünschen gehabt, daß die alte Regel selber umgestoßen und dem Rathe des „Economist“ gemäß ein noch entschlossenerer Anfang gemacht wäre, sich neutraler Seite an der Ausschließung der Kriegskontrebande von dem Seehandel während des Kriegs zu betheiligen. Es könnte sein, daß hierin eine der Bedingungen gefunden würde, um auch den Seeraub der Kriegsschiffe endlich aus der Welt zu schaffen.

A. Lammerz.

Neue Bücher.

Straßenrecht auf See, von S. N o u b e r g, Bremen, Heyse.

L i t e r a t u r.

N e k r o l o g.

Frilich, Franz, unter dem Pseudonym Franz von Braunau als dramatischer Schriftsteller bekannt, † am 17. August in Wien im 73. Lebensjahre.

Zimmer, Karl, emeritirter Konrektor zu Freiberg in Sachsen, bekannt durch vielfache literarische Thätigkeit, † daselbst am 31. Juli.

Neue Bücher.

Literatur der Deutschen. Wegweiser von G. S c h w a b und R. K l ü p e l. 4. gänzlich umgearbeitete Aufl. Leipzig, Klinckschardt.

K u n s t.

Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Der ästhetische und sittliche Verfall unserer Bühne ist ein oft gehörtes Klage lied. Der Ursachen, denen man ihn zuschreibt, sind viele und mannichfache: die politisch-polizeilichen Beschränkungen, die socialen und gesellschaftlichen Zustände, der dem Materialismus zugeneigte Zeitgeist, der von der Bühne in erster Linie sinnliche Erregung verlangt, die Konkurrenz der dieser Forderung entsprechenden Sommertheater. Dies und manches Andere wird zur Erklärung der Thatsache angeführt. — Ohne

die Richtigkeit desselben zu bestreiten, darf aber nicht geläugnet werden, daß die Bühne den Keim ihres Verderbens im eigenen Schooße trägt. — Wir begriffen die Schrift des Herrn Professor Pabst in Bern, die den an die Spitze dieses Versuches gesetzten Titel (Bern, bei Haller 1870) trägt, als eine solche, die in wissenschaftlich eindringender Weise die Frage erörtert, ob und wie weit eine Verbindung der Künste, wie sie heutigen Tages immer mehr angestrebt wird, auf der Bühne zulässig ist, denn darin liegt der Kern der Sache, und die hier

durch strenge Forschung gewonnene Lösung der Frage führt auf systematischem Wege zu praktischen Konsequenzen. — Was die allgemeine Aesthetik nur andeutungsweise behandelt, was dramaturgische Abhandlungen und Kritiken nur einzeln berühren, ist in dieser zeitgemäßen Monographie ausführlich und zusammenhängend in genetischer Entwicklung durchgeführt worden.

Die dramatische Poesie ist die wirkungsvollste aller Dichtgattungen und zugleich die höchste Blüthe der Kulturentwicklung eines Volkes, sie steht mehr wie eine andere, wenn sie sich theatralisch verkörpert, mit dem Gesamtleben der Nation im innigsten Zusammenhange und übt auf sie den stärksten und unmittelbarsten Einfluß aus. Das thut sie aber nur durch ihre Verbindung mit anderen Künsten. In dieser Verbindung liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Wachsen sie, die ihre Dienerinnen sein sollten, ihr über den Kopf, verselbständigen sie sich, verfolgen sie ihr eigenes Ziel und sehen sie die Handlung des Drama's, die sie unterstützen sollten, als ein bloßes Mittel an, sich zur Geltung zu bringen und eigne Triumphe zu feiern, dann ist es mit der Würde der dramatischen Poesie, mit dem Kunstwerth der Bühne zu Ende, dann tritt die Nemesis ein. „Der Mime, welcher seine nur zur ausführenden Darstellung bestimmte Kunst über die Poesie erhebt und durch das gröbere Mittel der sichtbaren Aktion eine stärkere Wirkung erzielt als durch den hörbaren Vortrag, ist der Vorläufer des Pantomimen, der ihn das Wort abschneidet und ihn von der Bühne vertreibt. Der Opernkomponist, um zunächst die Formen seiner Kunst vollständiger zu entfalten, dann aber auch, um durch Verstärkung des Sinneureizes die Herabwürdigung des Dichters zu seinem Sklaven leichter zu verdecken, nimmt den Beistand des Balletmeisters in Anspruch, und dieser lohnt ihm damit, daß er seinem Sänger den Mund schließt und ihn selbst zwingt, das zum Taktstock umgeformte Scepter des Dichters lediglich im Dienste des Tänzers zu gebrauchen. Der Tänzer verlangt nicht nur zur ästhetisch vortheilhaften Hervorhebung seiner Körperformen, sondern auch zur Stachelung des Sinneskügels, welcher das verlorene Interesse an der Handlung ersetzen muß, nach möglichst auffallendem Kleiderschmuck.

Da ruft er seinen Schneider,
Der Schneider kommt heran.

Und in seiner Hand verwandelt sich der theatrale Herrscherstab in eine Elle. Zugleich mit ihm aber kommt der Dekorationsmaler, der

Maschinist und der Requisiteur zur Gewalt, und nun beginnt eine Pöbel- und Schreckensherrschaft, die zuletzt noch dressirte Bestien herbeiruft. Die Bühne kommt auf den Hund — des Aubry.“

Dies ist die gewöhnliche Reihenfolge der Entartung, wenn die Sinne gegen den Geist zum Kampfe aufgerufen werden und diese in den bloß zur Beihilfe der dramatischen Handlung bestimmten Künsten Reizmittel suchen. — Es ist nicht nöthig, das traurige Bild der Geistes- und Poesieentwürdigung, das mancherwärts die heutige Bühne darbietet, hier weiter auszumalen. — Ein Jeder, der in der Bühne eine Kunstanstalt und nicht ein bloßes Mittel zum Zeitvertreib und zur Erregung des Sinneureizes sieht, beklagt diese Zustände um so mehr, als die verderblichen Folgen derselben für Volkswohl und Sittlichkeit ihm handgreiflich dabei entgegentreten.

Als eine der Hauptbedingungen zur Heilung der verdorbenen Bühnenzustände gilt dem Verfasser der unverwandte Hinblick des dramatischen Dichters auf die Schaubühne, von der er sich nur zum Schaden der dramatischen Poesie und Kunst emancipirt. In ausführlicher Erörterung wird nachgewiesen, daß die Schaubühne die Stätte ist, von der die dramatische Poesie ausgegangen ist, und auf welcher sie erst ins volle sinnlich-geistige Leben treten und sich zum vollkommensten, großartigsten und wirksamsten Kunstwerk ausbilden konnte. Dem sogenannten Lesedrama, das sich vornehm und resignirend von seinem mütterlichen Boden lossagt, wird dabei der Stab gebrochen, aber auch zu seiner Entschuldigung nachgewiesen, daß es ein Resultat verkehrter Bühnenzustände ist.

Der Poesie, als der Erzeugerin des Drama's, muß ihr ungeschmäleretes Herrscherrecht zuerkannt werden, sie allein ist im Stande, den Inhalt einer idealen Handlung erschöpfend auszudrücken, sie enthält die geistige Innenseite, ohne welche der Gegenstand der Darstellung den Namen einer dramatischen Handlung nicht verdient, ihr müssen sich alle sinnlichen Momente der Darstellung, die hörbaren sowohl wie die sichtbaren unterordnen, ihr Organ ist die Wortsprache, der alles Andere: Deklamation, Mimik, Kostüm und Dekoration, nur zur Beihilfe und Verstärkung dienen. Das zweite Anrecht als Darstellungsmittel des inneren Seelenlebens gebührt nach der Wortsprache dem Gesange, der in der Instrumentalmusik eine angemessene Stütze findet. Diese immerhin noch ehrenvolle Stelle in der Reihen-

folge der dramatischen Darstellungsmittel darf dem durchgängig musikalisch aufgeführten Drama nicht ver sagt werden, so lange die Musik ihre besondere Aufgabe nicht aus den Augen verliert. Diese aber besteht nicht darin, den geistigen Inhalt und Verlauf der Handlung darzustellen, denn dazu ist sie nicht im Stande, das muß sie der Poesie überlassen, sondern den die Handlung durchziehenden Gefühlen und Stimmungen den vollkommensten künstlerischen Ausdruck zu geben. Sie muß dem allgemeinen Zweck des Drama's nicht entgegen treten und vom Dichter keine Dienste verlangen, die dem Wesen und der Würde seiner Kunst nicht entsprechen. Andererseits muß sie aber auch den anderen sichtbar darstellenden Künsten gegenüber ihre Würde behaupten und ihre Mitwirkung nur innerhalb der geziemenden Schranken in Anspruch nehmen. Unter den sichtbar darstellenden Künsten kann nur der Pantomime mit Einschluß des charakteristischen Ballets unter denselben Bedingungen Zulassung gestattet werden. Alle übrigen: Kostümierung, Malerei, Mechanik etc., vermögen aus eigenen Mitteln gar keine dramatische Handlung darzustellen und sind in unablässlicher Dienstbarkeit zu halten. Treten sie aufdringlich und anspruchsvoll hervor, wird das in der Natur der Künste begründete Rangverhältnis derselben zu einander und zu der sie beherrschenden Poesie verschoben, so entsteht eine Anarchie, in der die dramatische Kunst nicht mehr im Stande ist, die ihr zukommende Aufgabe durchzuführen. Jenes von Utopisten erträumte Universalienwerk, in dem alle einzelnen Künste vollständig sich ausleben und gleichmäßig zur Geltung kommen könnten, würde, wenn es überhaupt ausführbar wäre, jedenfalls anders konstituirte Menschen zum Erfassen und Genießen desselben verlangen, als wir heutigen Tages sind.

Der Verfasser sagt viel Beherzigenswerthes über die innere Technik des Drama's, das hier nicht weiter berührt zu werden braucht; nur einer Behauptung möchten wir widersprechen. Seite 111 wird geäußert, jene längeren rhetorischen und lyrischen Ergüsse, deren Inhalt für sich vortrefflich ist, die aber als Abschweifungen von der Bestimmung des Drama's angesehen werden müssen, fänden sich besonders bei den französischen Klassikern. So vollständig sich das Pathos bei Corneille und Racine auch explicirt, so wortreich und rhetorisch diese Dichter sind, so wenig lassen sie sich auf allgemeine Betrachtungen, wie wir sie bei Schiller, Goethe und Shakespeare finden, ein. Ihre Personen sind

selbst in den längsten Reden immer bei der Sache, sie beschäftigen sich stets mit sich und ihrer Gemüthsstimmung. Die Monotonie, die man diesen Tragödien vorwirft, beruht zum Theil darauf, daß die Handlung meist nur eine einzige Krisis hat und ausschließlich auf Einen Punkt gerichtet ist. Einen betrachtungsvollen Monolog, wie „Sein oder Nichtsein“ oder „Durch diese hohle Gasse muß er kommen“, wird man bei ihnen nicht finden. Unterschreiben müssen wir dagegen die folgende Bemerkung, die wir, als einen der wesentlichen Punkte berührend, wörtlich hersetzen wollen: „Das Zuviel und Zuwenig des äußeren Geschehens läßt sich nicht nach der Elle abmessen, am allerwenigsten nach derjenigen, welche ein für höhere, geistige Interessen abgestumpftes, durch scenischen Prunk und überhaupt durch größeren Sinnenreiz verwöhntes Publikum anzulegen pflegt. — Das richtige Maß ist ein durchaus relatives, es beruht in der durchgängigen und innigen Beziehung auf das innere Geschehen. Der Dichter soll eben äußerlich nicht mehr geschehen lassen, als durch das innere Geschehen sein volles Interesse erhält, aber auch nicht weniger. Undramatisch ist nicht nur jeder äußere Vorgang, welcher uns nicht wie der organische Leib einer lebendigen Seele erscheint, sondern auch jeder innere Vorgang, welcher nicht unmittelbar aus der Handlung entspringt oder in sie einmündet“. Vortrefflich ist auch die Bemerkung durchgeführt, daß die Einheit der Darstellung aufgehoben wird, wenn ein eitler Mime sich vordrängt, die Mitspieler in den Hintergrund schiebt, wenn er auf eigene Hand operirt und vergißt, daß sein eigentlicher Beruf ist, ein Interpret des Dichters zu sein. Dem modernen Virtuositenthum wird dabei scharf zu Leibe gegangen und Folgendes hinzugefügt: „Wie wenig sich das wahre Interesse der dramatischen Poesie mit dem Interesse des nach Selbständigkeit und Vorrang strebenden Mimen verträgt, davon zeugt schon die Thatfache, daß dieser häufig gerade nach unbedeutenden oder mittelmäßigen Stücken greift und dabei wirklich und besser seine Rechnung findet, als in der Aufführung dramatischer Meisterwerke. Natürlich, je unbedeutender der Nebenbuhler, desto leichter ist er in den Schatten gestellt“.

Selbst die Frage wegen der mancherwärts aufgehobenen Orchestermusik in den Zwischenakten zieht Professor Pabst in das Bereich seiner Erörterungen, ein Beweis, daß ein streng theoretischer Entwicklungsgang auch zu praktischen

Dingen zu führen vermag. „Die ästhetische Berechtigung einer solchen Einrahmung des Drama's liegt am Tage, sie leistet ihm einen ähnlichen Dienst wie die architektonische Umgebung der Bühne. Indem sie den unmittelbaren Zusammenstoß der idealen Handlung mit der realen Wirklichkeit verhindert, befördert sie die ästhetische Sammlung und Vorbereitung des Gemüthes auf jene, erweckt oder steigert die reine Genüßfähigkeit und beugt einem allzu raschen und allzu gewaltsamen Rückfall in die reale Stimmung vor, setzt eine Zeitslang den letzten und allgemeinen Eindruck des Drama's fort und vergönnt ihm, sich zu entwickeln, sich zu steigern und nur allmählig hinzuschwinden, um späterhin nur um so leichter und lebendiger wieder erzeugt zu werden.“ Der Verfasser beklagt mit Recht, daß die Bühnenleiter in allzu großer Nachgiebigkeit gegen die Zerstreuungs- und Plauderlust des Publikums im Theater mit Aufhebung der Vor- und Zwischenmusik sich einer sehr wirksamen ästhetischen Beihülfe berauben, sie thäten besser, statt die Segel gleich zu streichen, durch sorgfältige Auswahl solcher Musikkstücke, die dem Charakter des jedesmaligen Drama's entsprechen, das Publikum zum Zuhören und zur Ruhe zu bringen.

Dabei übersteht der Verfasser freilich, daß die Zahl der Zwischenakte immer mehr zunimmt, der Vorhang fällt ja nicht bloß mehr am Schluß eines Aktes, sondern auch nach jeder Scene, auf die ein Tableau folgen soll, oder wenn sich umzukleiden eine Schauspielerin die unerläßliche Nothwendigkeit empfindet. Bleibt diese heillose Praxis, wobei mehr für das Auge als für den Geist der Zuschauer gesorgt wird, wobei er fortwährend aus dem Zusammenhange der Handlung, aus der angeschlagenen Stimmung und erregten Spannung herausgerissen wird, bloß damit er eine neue Dekoration oder ein neues Kleid zu sehen bekomme, im Steigen begriffen, so darf der Orchesterdirigent, der es versuchen will, des Lärms in den Zwischenpausen Herr zu werden, gar den Taktstock nicht mehr bei Seite legen.

Ist alles bisher Angeedeutete für jeden mit Sinn und Geschmack Begabten, der in der Bühne mehr als eine gesellige Zerstreuungsanstalt sieht, einleuchtend, so bietet das Verhältniß der Oper zur eigentlichen Aufgabe der dramatischen Kunst doch größere Schwierigkeiten. Der Verfasser unterzieht diese Frage einer eingehenden Erörterung. Dem Melodrama, jenem unglücklichen, zum Glück bei uns fast überwundenen

Mittelglied zwischen der reinen Oper und dem nicht musikalischen Drama, wird dabei natürlich der Stab gebrochen. Für die komische Oper, die Zauberposse zc. erkennt er einen Wechsel zwischen Sprechen und Singen als zulässig an, aber für die ernste Oper verlangt er, daß der Text unter Orchesterbegleitung gesungen werde, wenn auch Manches dabei nothwendig der bloß recitativischen Behandlung anheim fällt. Er nennt dies die reine Oper und meint: Ist die Invasion des Gesanges und der ihn begleitenden Musik einmal so weit vorgeschritten, so soll sie auch weiter gehen bis zur Beherrschung des ganzen dramatischen Gebietes. Der die künstlerische Einheit zerstörende Kampf der verschiedenen Darstellungsformen mit einander muß sich zu Gunsten der einen oder der anderen entscheiden. Will einmal die Musik sich nicht bescheiden, der dramatischen Poesie zu dienen, so möge sie auch fest das Scepter ergreifen. Freilich nicht um sie zu entwürdigen, sie zu ihrer hohen Idee widersprechenden Knechtesdiensten zu zwingen, sondern um von ihr durch liebevolle Handbietung denjenigen Stoff zugeführt zu erhalten, an welchem sie ihre Macht über die Menschenherzen am gewaltigsten und würdigsten zur Geltung bringen kann.

Ist nun die Berechtigung der reinen Oper anzuerkennen, bei der die Poesie ebenso wenig ihre Würde verliert wie die Skulptur, wenn sie sich dazu hergibt, die Schönheit eines Bauwerks zu erhöhen, so verlangt Herr Pabst doch, es sollen bei ihrer Schöpfung Dichter und Musiker sich so zu einander verhalten, daß das Grundgesetz der inneren Einheit gewahrt wird. Jeder von ihnen soll nicht nur Meister in seiner Kunst sein, sondern auch für die Kunst des anderen und die Bedingungen ihrer Wirkung einen lebendigen Sinn haben, vor allem aber Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung genug besitzen, um das Sonderinteresse seiner Kunst dem Interesse des Gesamtkunstwerks zum Opfer zu bringen.

„Der große Irrthum R. Wagners besteht nun darin, daß er die Poesie in dem durchgängig musikalischen Drama nicht nur in ihrem vollen Werthe bewahren, sondern sogar auch durch den Gesang erst zu ihrem höchsten Gipfel erheben will. Indem Wagner, um der Poesie den im gesprochenen Drama ihr gebührenden Ehrenrang auch im durchweg gesungenen zu bewahren, die Musik zwingen will, den Eindruck des gesammten poetischen Inhalts der Handlung sinnlich zu beleben und zu verstärken, demselben in allen

seinen einzelnen Momenten durch die Musik einen selbstverständlichen, eindringlicheren Ausdruck zu verleihen, sieht er sich gezwungen, dem Gesange unter Abschwächung des vollen melodischen Reizes ein vorwaltetendes rhetorisches Gepräge zu geben, die Harmonie ohne Rücksicht auf die ästhetischen Bedürfnisse des Ohres zu verletzen, um des stetigen Flusses der Handlung willen die architektonische Strenge in der Gliederung des musikalischen Baues aufzulösen und den einzelnen musikalischen Bestandtheilen fast nie auch nur relative Selbständigkeit zu gestatten, den vor-handenen Reichthum an mannichfachen Formen und Arten des Gesanges unbenutzt zu lassen und mit manchem Unkraut auch manche schöne Blume auszuraufen, kurz den Werth und die Wirkung der musikalischen Darstellung übel zu beeinträchtigen. Und mit alledem bringt er es doch nicht dazu, dem poetischen Element des Drama's aus seiner Unterordnung zur Herrschaft oder auch nur zu einer Gleichstellung mit der Musik zu verhelfen. Dies erreicht er um so weniger, als er die ursprünglich zur Begleitung des Gesanges bestimmte Instrumentalmusik in bisher unbefanntem Maße zur dramatischen Charakteristik verwendet und ihre stunliche Wirkung durch Mitwirkung der darstellenden Künste, namentlich der Scenerie verstärkt. So opfert er kostbare Schätze meist einem Phantom, und indem er Musik und Poesie gemeinschaftlich und gegenseitig zu höheren Ehren zu erheben gedenkt, läßt er keine von beiden zur vollen Entfaltung ihrer Kraft und Herrlichkeit gelangen.“

Obige Stelle haben wir dem Buche wörtlich entlehnt. Der Verfasser beansprucht nicht, eine Entscheidung in der schwebenden Frage zu geben, sondern nur, die wichtigsten Momente zu ihrer Lösung hervorzuheben, und dies, so scheint uns, ist ihm um so besser gelungen, als er frei von aller Parteilichenschaft immer das Gesamteresse der Kunst und der Bühne im Auge hat und Alles klar und ruhig vom wissenschaftlichen Standpunkt aus erläutert, doch kann er es nicht unterlassen, den Ausspruch eines musikalischen Fachmanns heranzuziehen. Hector Berlioz, der längere Zeit für einen Parteigänger Wagners gegolten hat, legte folgendes Glaubensbekenntniß ab. „Wenn die Zukunftschule uns sagt: Man ist der Melodie, der melodischen Zeichnungen der Arien u. m. d., man muß nur der Idee Rechnung tragen, ohne auf die Empfindung Rücksicht zu nehmen, man muß das Ohr mißhandeln und an Alles gewöhnen, man muß sich in der Oper darauf beschränken, die Deklamation

in Noten zu setzen, sollte man auch die unsangbarsten, rohsten und häßlichsten Intervalle in Anwendung bringen, und sich nie um die Auführbarkeit Sorge machen, dann hebe ich die Hand und schwöre: — non credo — fünfzig Jahre dieser Musik, und die Musik ist todt, denn man hätte die Melodie getödtet, und die Melodie ist die Seele der Musik.“

Was Herr Pabst über die poetische Werthlosigkeit der meisten Operntexte sagt, wird Jeder als vollkommen berechtigt unterschreiben. Er erkennt Wagners Verdienst in Betonung eines nationalen Stoffes und poetischer Behandlung desselben an, wenn er auch gegen die mythischen, außerhalb des modernen Bewußtseins liegenden Sujets seine Bedenken äußert und der eigentlich deutschen Heldensage den Vorzug geben möchte.

Die Wiedereinsetzung der Poesie in die ihr auch in der Oper gebührende Würde ist übrigens nichts Neues. Glucks Reformversuche zielten schon vor hundert Jahren dahin. Es kann freilich scheinen, Glucks Ausspruch, die Musik sei bestimmt, die Dichtkunst zu unterstützen, enthalte bereits den Kern zum Grundirrhum Wagners. Aber indem Gluck die Unterstützung der Poesie näher dahin bestimmt, daß die Musik den Ausdruck des Gefühls und die Spannung der dramatischen Handlung zu steigern habe, schließt er die Aufgabe derselben in ihre natürlichen Grenzen ein, innerhalb deren sie bei aller Einfachheit die ihr natürliche Schönheit walten läßt. Wagner dagegen will, daß die Musik der Fortbewegung der Handlung Schritt für Schritt durch alle ihre geistigen Momente hindurch folgen solle, und hiermit steckt er ihr in Bezug auf die Charakteristik ein Ziel, um dessentwillen er sie vergeblich ihrer eignen Reize beraubt und sich selbst entfremdet. Den dabei verfolgten Zweck, den höchsten und vollständigsten Inhalt der dramatischen Poesie zu noch höherer Geltung zu bringen, verfehlt er übrigens um so mehr und er tritt mit sich selbst in um so grelleren Widerspruch, als er nur zu häufig in den an Gluck ausdrücklich gerügten Fehler verfällt, mit Schwierigkeiten auf Kosten der Klarheit Parade zu machen und außer der Orchestermusik auch noch die sichtbar darstellenden theatralischen Künste: Massenhandlung, pomphaste Aufzüge, Kostüm, Dekorationsmalerei und Maschinerie in möglichst effektvoller Weise an der Aufführung des musikalischen Drama's Theil nehmen zu lassen. So leistet der Vorkämpfer und Schutzherr der Poesie im Drama grade dem

von ihm selbst gerügten Fehler Vorschub, welcher dem Drama überhaupt und der Oper ins Besondere von jeher das größte Verderben gebracht hat: der Uebermacht des Sinnesreizes über den Geistesreiz.

Auch über das Verhältniß der musikalischen Komposition zum Text der Oper und die Wahl des Stoffes werden beherzigenswerthe Winke gegeben, und vor allem wird auf Einfachheit und durchsichtige Klarheit der Handlung gedrungen, je mehr der Gesang und die Instrumentalbegleitung durch die Uebermacht des musikalischen Tones über den Sprachlaut, somit durch die Herrschaft des Gefühls über die Vorstellung und den Gedanken das Verständniß des poetischen Textes erschwert.

Der Raum gestattet nicht, dem Verfasser in seinen historischen Exkursionen zu folgen, die zur Stütze der aufgestellten Ansichten dienen, vor allem unterzieht er das altgriechische Theater einer näheren Betrachtung, denn dieses liefert den thatsächlichen Beweis, wie der großartigste und reichhaltigste Kunstverein seine Einheit zu bewahren und auf dem ganzen Gebiete der Kunst das beziehungsweise Höchste zu leisten vermag, wenn alle Künste gewissenhaft dem Scepter der Poesie gehorchen, wenn ihre Mitwirkung auf das Nöthige beschränkt wird, und dessen ist weniger, als der verwöhnte Sinn unserer Zeit zu verlangen pflegt.

Obige Andeutungen mögen genügen, auf die Bedeutung einer Schrift hinzuweisen, die

eine Lücke in unserer ästhetischen Literatur ausfüllt und mit ruhigem, aber erstem Eifer eine Frage behandelt, auf der das Wohl und Wehe eines unserer wichtigsten Kulturelemente für Gegenwart und Zukunft beruht.

Die sinnenreizende Prachtoper mit Ballet und sonstigem Zubehör verdrängt mehr und mehr das recitirende Schauspiel und erschöpft mit dem ungeheuren Aufwande, den sie verlangt, dermaßen die pekuniären Kräfte der Bühne, daß für alles Andere nur eine spärliche Summe übrig bleibt; sie verwöhnt das Publikum und stumpft seine Empfänglichkeit für jeden reineren und höheren Genuß ab; bis zu welchem Grade die alles Andere in den Hintergrund drängenden Ansprüche der Opern sich steigern, beweist der neueste Schwindel mit den Wagner'schen Musikdramen. Die Kunst wird von den Künstlern erstickt, der Künstler sinkt zum Virtuosen herab, die Bühne wird im eigentlichen Sinne des Wortes zur Schaubühne und befördert, statt geistig anzuregen und sittlich zu heben, die materialistischen Richtungen der Zeit, denen nur noch ein solcher Köder fehlte, um immer mehr Ueberhand zu nehmen.

Das Buch von Professor Pabst fällt somit in den rechten Moment und wird hoffentlich einen großen Leserkreis finden, dem es bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit durch anziehende Form und klaren Ausdruck durchaus zugänglich ist.

Adolf Laun.

Nekrolog.

Gauser, Franz, ehemaliger Direktor des I. Konservatoriums der Musik in München, † am 14. August zu Freiburg i. Br. im 77. Lebensjahre.

Kummer, Kaspar, Musikdirektor in Koburg, bekannt durch seine zahlreichen Klavierkompositionen, † dajelbst in der 2. Augustwoche 75 Jahre alt.

Phne, J. B., berühmter englischer Landschaftsmaler, † Ende Juli in London im 30. Lebensjahre.

Schuchardt, Christian, Direktor der freien Zeichenschule in Weimar, einer der Letzten, welche zu Goethe in naher persönlicher Beziehung standen, † am 10. August in Weimar.

Neue Bücher.

Säwe, Carl. Selbstbiographie, herausgegeben von C. Bitter. Berlin, W. Müller.

Musikalische Erziehungs- und Unterrichtsschre, von L. Rammann. Leipzig, Weißbach.

Scheffer, Arh. Ein Charakterbild von P. Postlede de Groot. Berlin, Weinersdorf.

Zoologie.

Die Pilzseuche der Seidenraupen. Bei der großen Bedeutung, welche die Seidenraupenzucht in den südlichen Ländern Europa's als volkswirthschaftlicher Betriebszweig seit langer Zeit erlangt hat, bei dem Umstande, daß sie in den

letzten Jahrzehnten auch in den nördlichen Gegenden Freunde gefunden hat, welche besitzen sind, ihr allgemeineren Eingang und Verbreitung zu verschaffen, dürfte eine ausführlichere Mittheilung über die Hauptkrankheit der Seiden-

raupen wohl auch in dem weiten Leserkreise dieser Blätter einiges Interesse erwecken. Zunächst deshalb, weil es vor Allem diese Krankheit gewesen ist, welche im Süden Europa's den bis Mitte dieses Jahrhunderts blühenden Seidenbau fast seinem Ruine entgegenführte und die Bestrebungen der nördlichen Seidenzüchter außerordentlich erschwerte, dann aber auch aus dem Grunde, weil sie ein glänzendes Zeugniß ablegt von dem Scharfsinne zahlreicher Forscher, welche seit Jahren bemüht sind, durch Auffinden der Krankheitsursachen zugleich auch die wirksamsten Schutzmittel gegenüber dieser Krankheit auszumitteln. Ohne Ueberschätzung ihrer Arbeiten muß zugegeben werden, daß die Aufgabe, welche sie sich vorgezeichnet hatten, zum größten Theile gelöst ist, und daß, wenn diese Krankheit der Seidenraupen schon in den nächsten Jahren in beschiednere Grenzen gebannt sein wird, dies nicht einem unbegreiflichen und blinden Zufalle, sondern in der Hauptsache den angewandten Maßregeln zuzuschreiben sein wird.

Die mikroskopische Untersuchung der Puppen und Schmetterlinge alter Sammlungen läßt zwar die Annahme zu, daß diese Pilzseuche oder Körperchenkrankheit, von den Italienern Gattino, Pebrina, Atrophia, von den Franzosen *Maladie des petits*, *Maladie des corpuscules* genannt, bereits in früheren Zeiten vorgekommen sein dürfte, indessen machte sie sich in diesem Jahrhundert erst gegen Ende der ersten Hälfte desselben, und zwar zuerst in Frankreich bemerkbar. Welche ungeheuren Fortschritte sie dort machte, kann man aus dem Rückgange der Coconproduktion dieses Landes innerhalb wenig Jahren entnehmen. Noch im Jahre 1853 betrug dort die Coconernte 26 Millionen Kilogramm, schon nach 3 Jahren sank sie auf 5 Mill. herab. Ähnliche Verwüstungen richtete die Krankheit bald darauf in den übrigen Theilen des seidenbautreibenden südlichen Europa's, namentlich in Italien an, so daß man im Jahre 1864 weder in Europa, noch in Asien eine ausreichende Menge gesunder Eier für die Forterkhaltung der Seidenraupenzuchten anzutreiben vermochte. Von nun an fristete der Graintransport aus Japan der mit dem Untergange bedrohten Industrie das Leben, leider dürfte auch diese Quelle bald versiegen, da kein Zweifel mehr darüber besteht, daß die Krankheit auch in Japan sich auszubreiten beginnt und daß mit den importirten Grains auch die Keime des Uebels in Europa eingeschleppt werden.

Diese Körperchenkrankheit, die dem Ratio-

nalwohlstande der südlichen Länder Europa's seit nun über 20 Jahren einen unberechenbaren, auf Tausende von Millionen Gulden sich beziffernden Schaden zugefügt hat, besitzt die Fähigkeit, sich von einer Generation auf die andere fortzupflanzen; auch das Vermögen, sich durch Ansteckung zu verbreiten, ist ihr in hohem Grade eigen. Sie wird durch einen Schmarotzer von winziger Größe und sehr einfacher Organisation hervorgebracht, welcher, pflanzlicher Natur, von einigen Forschern den Pilzen, von andern den Algen beigezählt wird. Man nennt diese kleinen eiförmigen Organismen, die Körperchen des *Kornalia*, obgleich nicht dieser, sondern Professor Filippi in Turin sie zuerst entdeckte (1850). Während man anfangs geneigt war, selbe für Regressivbildungen der Stoffmetamorphose im seidespinnenden Insekt anzusehen, dieselben für eine normale Erscheinung im Schmetterlinge, als ein Krankheitsymptom im Ei und in der Raupe anzusehen, wurde es bald außer Zweifel gestellt, daß zwischen den Körperchen und der Krankheit ein enger Zusammenhang besteht, und daß letzterer vorgebeugt werden kann, wenn es gelingt, die Körperchen von den Seidenraupen abzuhalten. Djimo (1857) wies zuerst das Vorkommen der Körperchen im Ei nach und gründete darauf die Methode der mikroskopischen Untersuchung der Eier. Lebert und Frey in Zürich machten in demselben Jahre genauere Untersuchungen über das Vorkommen der Körperchen in den einzelnen Organen der Raupe und über die Art ihrer Vermehrung durch Theilung; Blakovich in Padua veröffentlichte zuerst genauere Angaben über das chemische und optische Verhalten der Körperchen, während der Verfasser dieses Berichtes zuerst den Austritt kleiner Kerne aus denselben und die nachfolgende Entwicklung derselben zu Körperchen nachgewiesen hat. Leydig fand angeblich dieselben Körperchen in andern Gliedthieren, in Spinnen, in Krebsen und beschrieb sie als *Psorospermien*, denen eine parasitische Natur zukomme. Schon Djimo sprach 1859 den Gedanken aus, daß es gut wäre, nicht bloß den Samen, sondern auch die Puppen und Schmetterlinge zu prüfen; — Cantoni in Turin griff diesen Gedanken auf, um eine Auswahl des Samens durch Isolirung der Schmetterlingspaare und nachfolgende mikroskopische Prüfung vorzunehmen. Eine ungenaue Durchführung ließ ihn an der Wirksamkeit seines Verfahrens zweifeln und so gab er diese wichtigen Versuche auf, welche, von Pasteur in Frankreich wieder-

holt aufgenommen, in den letzten Jahren überall zur Geltung gelangt und mit großem Erfolg in die Praxis eingeführt worden sind. Pasteur gebührt hauptsächlich das Verdienst, die von andern Forschern gewonnenen Ergebnisse für die Praxis der Seidenraupenzucht verwertbar zu haben. Er war weder der Entdecker der Körperchen, noch erkannte er ihre parasitische Natur, welche er erst in seinem letzten ausführlichen Werke, das in diesem Jahre erschien, zugibt, er war nicht der Erste, der auf die Untersuchung der Eier drang, auch kann er nicht das Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst auf die Vortheile der mikroskopischen Untersuchung der Schmetterlinge aufmerksam gemacht zu haben, nichtsdestoweniger ist ihm die Seidenzucht zu großem Danke verpflichtet.

Mitten in dem großen Betriebe der Seidenraupenzucht in Südfrankreich, wo er eine Reihe von Jahren die große Noth der Seidenzüchter und ihre Bedürfnisse aus eigener Anschauung kennen lernte, gelang es seinen aufregenden Arbeiten, denen er Ruhe und Gesundheit opferte, auf Grundlage aller ihm bekannt gewordenen Thatsachen seine Methode der Graingewinnung aufzubauen, die trotz ihrer Einfachheit der Genialität nicht entbehrt und nach unserer Uebersetzung zur Beseitigung der Körperchenkrankheit vollkommen ausreicht. Wir wollen nun sämtliche auf die Körperchenkrankheit bezüglichen, vollständig erwiesenen Thatsachen, auf welche Pasteur seine Maßregeln stützte, hier zusammenstellen und dann eine kurze Skizze seines Graimirungsverfahrens folgen lassen.

Als unbezweifelte hatte sich aus zahlreichen Untersuchungen herausgestellt:

1) Schon die Eier können erkrankt, d. h. mit Körperchen behaftet sein, letztere finden sich wohl auch äußerlich an der Eischale vor, in der Regel aber sind sie in der Eiflüssigkeit eingeschlossen.

2) In je höherem Grade die Eier geförpert sind, d. h. je mehr Eier körperschenhaltig sind, und in je größerer Zahl die Körperchen vorkommen, um so stärker inficirt waren die Schmetterlinge, von welchen die Eier herrühren.

3) Eine höhere Infektion der Eier bedingt immer bei sonst gleichen Umständen eine größere Sterblichkeit unter den aus diesen Eiern ausgeschlüpften Raupen.

4) Je früher die Raupen von den Parasiten befallen werden, um so größer ist die Gefahr ihres Verderbens; Raupen, welche schon in den ersten Entwicklungsstadien in höherem

Grade geförpert sind, werden nie zum Einspinnen gelangen. Ist die Infektion der Raupen eine geringe, erst nach den letzten Häutungen erkennbare, so wandeln sie sich ungefährdet zur Puppe und zum Schmetterling um, indessen werden diese in solchem Falle sich schon hochgradig geförpert zeigen.

5) Die Körperchen verschonen fast gar kein Organ der Raupe; sie nisten sich der Reihenfolge nach ein in den Wänden des Darmes, vorzüglich dem Muskelschlauche desselben, in den Spinndrüsen, den Renalgefäßen, dem Fettgewebe, in den Muskelschichten, der Haut, im Blute, in den Geschlechtsorganen. In den Tracheen dagegen fehlen sie; äußerlich an der Haut finden sie sich nur in selteneren Fällen vor.

6) Mit dem Auftreten der Körperchen geht auch eine chemische Veränderung der Körpersäfte einher. Zum Beweise dienen die schwarzen Flecken der Raupen, welche Veranlassung gegeben haben, die Körperchenkrankheit als Fleckenkrankheit zu bezeichnen. Auch die braune, dann schwarze Verfärbung des ausfließenden Blutes kranker Raupen, welche bei diesen viel rascher eintritt als bei gesunden Individuen, deutet darauf hin.

7) Daß die Funktionen der Ernährung nothwendiger Weise ins Stocken gerathen müssen, wenn die Darmwände von Körperchen überfüllt sind, ist selbstverständlich. Deshalb nimmt in den Bellen des Fettkörpers die Zahl der Fetttropfen mehr und mehr ab, und entspricht diesem inneren Vorgange ein allmähliges Abmageren der Raupe, ein Stillstand im Wachsthum, ein Siechthum, das keinen raschen, sondern einen langsamen Tod im Gefolge hat.

8) Dem praktischen Seidenzüchter verräth sich der kranke Zustand seiner Raupen durch die täglich geringere Fresslust, das langsame und sehr ungleiche Wachsthum, die unregelmäßig verlaufenden Häutungen, endlich durch die schwarzen Flecken, welche, unregelmäßig über den Körper vertheilt, an Zahl und Größe zunehmen.

9) Die Körperung der Spinndrüsen wird sich schon mit dem freien Auge leicht erkennen lassen. Bei gesunden Raupen ist die Spinndrüse hyalin, bei geförperten stellenweise knotig und opak geworden und rührt die Anschwellung sowie die Erhöhung von der massenhaften örtlichen Anhäufung der Körperchen her. Da hierbei das Zellengewebe der Spinndrüsen und sein Inhalt von den Körperchen größtentheils verzehrt wird, können derart erkrankte Raupen

natürlich keinen Cocon oder einen nur sehr seidenarmen spinnen.

10) Am raschesten geht die Vermehrung der Körperchen in den Puppen und Schmetterlingen vor sich. Es ist Regel, daß sehr schwach gekörperte Raupen hochgradig inficirte Puppen liefern, ebenso aus schwach inficirten Puppen stark gekörperte Schmetterlinge entstehen. Falls die sich einspinnende Raupe völlig ungekorpert war, wird dies auch die Puppe und der Schmetterling sein, da eine Ansteckung von Außen durch das dicke Seidengespinnst unmöglich geworden ist.

11) In einer je früheren Entwicklungsperiode das Insekt von Körperchen befallen worden ist, um so sicherer werden auch die Geschlechtsorgane der Schmetterlinge von Körperchen heimgesucht, um so sicherer werden auch die Eier diese Kennzeichen der Krankheit enthalten. Konnten die Körperchen erst in den Puppen oder Schmetterlingen nachgewiesen werden, d. h. war die Infektion eine geringe und spät eingetretene, so dürfte in den meisten Fällen auch in den Eiern kein Körperchen nachgewiesen werden.

12) Ungekörperte Schmetterlinge werden in allen Fällen Eier ablegen, welche absolut frei von Körperchen sind, deren weitere mikroskopische Untersuchung daher überflüssig ist.

Nachdem nun Pasteur die Erfahrung gemacht, daß überall auch an solchen Orten, die der Körperchenseuche in hohem Grade unterworfen sind, ausnahmsweise ungekörperte Aufzuchten vorkommen, brachte er folgendes, auf Gewinnung verlässlicher Grains abzielende Verfahren in Vorschlag.

Die Puppen solcher Cocoupartien, welche von sehr gut gelungenen Raupenzuchten abstammen, werden mikroskopisch untersucht. Falls selbe ungekorpert sind, wird eine Durchschnittsprobe von etwa 50 Cocons behufs beschleunigter Entwicklung der Schmetterlinge in einen künstlich erwärmten Raum gebracht, dessen Temperatur stetig auf 26—28° R. erhalten wird, während die betreffende Cocoupartie in einem kühlen Lokale aufbewahrt wird. Sobald die Schmetterlinge der Probecocons ausgeschlüpft sind, wird deren mikroskopische Untersuchung vorgenommen. Ist die Mehrzahl der Schmetterlinge ungekorpert, so ist die Cocoupartie für die Eiergewinnung verwendbar, im gegentheiligen Falle aber einer Filenda zur Abhaspelung zu überlassen. Die Grainirung wird aber nicht in gewöhnlicher Weise, sondern derart vorzunehmen sein, daß man die einzelnen Schmetterlingspaare isolirt, eine Vermischung der Schmetterlinge

sorgfältig vermeidet, und hierauf nach beendeter Eierablage einzeln die Prüfung der Schmetterlingspaare vornimmt. Nur die Eier der ungekorperten Paare werden aufbewahrt, jene der gekorperten vertilgt.

Dies ist in der Hauptsache das sogenannte System der Zellengrainirung, wie solches durch Pasteur in die Praxis eingeführt worden ist. Ihm gebührt hiebei das Hauptverdienst, wenngleich einzelne wichtige Modifikationen, welche eine größere Verlässlichkeit und leichtere Durchführbarkeit der Arbeit bezwecken, auch von Andern empfohlen worden sind. Die k. k. Seidenbau-Versuchstation in Görz, deren Hauptaufgabe darin besteht, die Ergebnisse der eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Krankheiten der Seidenraupen, sowie jene anderer Forscher, der Praxis der Seidenzucht in Oesterreich zuzuführen, ist heispielsweise bei ihrer heurigen, im großartigen Maßstabe unternommenen Zellengrainirung in folgender Weise vorgegangen.

Die Schmetterlingspaare wurden in kleine Säcken aus Tüll eingeschlossen und diese dicht neben einander an Fäden gehängt, welche quer durch einen Saal von der Decke bis zum Fußboden in passenden Entfernungen ausgespannt waren. Die Arbeit wurde fabrikmäßig von kleinen Mädchen unter Anleitung einer geschickten Vorarbeiterin ausgeführt und betrug die Kosten derselben einschließlich des Ankaufspreises der Säcken, der Hängevorrichtungen z. für 10,000 Paare 48 fl. 80 Kr. österr. Währ. Die Männchen wurden lebend in den Säcken belassen, wodurch einerseits ein beträchtlicher Arbeitsaufwand erspart wurde, andererseits, wie Versuche zeigten, kein nennenswerther Eierverlust in Folge der steten Benruhigung der eierlegenden Weibchen erfolgte.

Die Säcken können an Ort und Stelle bis zur Vornahme der mikroskopischen Untersuchung der Schmetterlinge unberührt belassen werden, und kann letztere in aller Bequemlichkeit vom Zeitpunkte der beendeten Eierablage bis tief in den Winter oder selbst bis zum nächsten Frühjahr vorgenommen werden. Die Versuchstation verwendet zur ermüdenden, große Geduld und Gewissenhaftigkeit erfordernenden Arbeit am Mikroskope auch einige Frauen und hat bereits die Erfahrung gemacht, daß sich selbe zu dieser feineren Arbeit ebenso vorzüglich eignen wie zur Aufzucht der Seidenraupen, die ja größtentheils ihren Händen anvertraut ist.

Rechnet man, daß eine geliebte Arbeiterin,

wenn ihr für das Waschen der Mörser, Gläser zc. die nöthige Aushilfe durch 2 kleine Mädchen geleistet wird, mindestens 250 Paare in einem Tage zu prüfen vermag, so wären für die obigen 10,000 Schmetterlingspaare 40 Arbeitstage am Mikroskop und 80 Arbeitstage für die erwähnte Aushilfe erforderlich.

Würde einer der ersteren mit 1 Fl., einer der letzteren mit 20 Kr. bezahlt, so betrüge der Aufwand für die mikroskopische Untersuchung 56 Fl.; die Gesamtkosten der Zellengrainirung mit 10,000 Paaren beliefe sich aber einschließlic des obigen Aufwandes auf 104 Fl. 80 Kr. Selbst wenn 50% der Schmetterlingspaare wegen ihrer Körperung ausgemustert werden müßten, hätte man von den übrigen 5000 Säckchen einen Samengewinn von mindestens 70 Unzen zu 25 Gramm zu erwarten, daher sich die Kosten der Zellengrainirung per Unze nur auf 1 Fl. 50 Kr. österr. Währ. belaufen würden.

Dabei wird vorausgesetzt, daß keine getrennte Untersuchung der Männchen und Weibchen jedes Paares vorgenommen, sondern beide zusammen geprüft werden. Die Arbeitersparniß ist hiebei nicht unbeträchtlich und auch deshalb wohl begründet, weil immerhin noch Zweifel bestehen, ob nicht doch die Eier ungekörpelter Weibchen in Folge der Befruchtung durch gekörperte Männchen im Gegensatz zur Ansicht einiger Forscher mit den Kernen der Körperchen angesteckt werden können.

Man ersieht aus dem Vorausgegangenen, daß weder die Arbeit noch die Kosten unerschwinglich sind, um den ganzen Grainbedarf der europäischen seidenbautreibenden Länder durch Zellengrainirung zu decken. Ein ansehnlicher Anfang dazu ist jedenfalls bereits gemacht; nicht nur in Frankreich, wo bereits Tausende von Unzen durch das Pasteur'sche Verfahren gewonnen werden, auch in Italien und im Süden Oesterreichs thut sich ein lebhafter Wettstreit in der Durchführung dieser Art der Graingewinnung kund.

Es genügt die Bemerkung, daß allein die Seidenbau-Versuchsstation in Görz in diesem Jahre die Untersuchung von nahezu 100,000 Schmetterlingspaaren vorzunehmen haben wird, und daß in Istrien nicht minder wie in Dalmatien, insbesondere aber im Süden Tyrols das Mikroskop für diesen Zweck in großem Maßstabe in Anwendung gekommen ist und kommen wird.

Als eine wichtige, den Erfolg der Aufzucht

sichernde Maßregel wurde von der Versuchsstation die Desinfektion der Zuchtlokalitäten empfohlen. Sie hat zu diesem Zweck die Anwendung von Chlorgas in Vorschlag gebracht, nachdem diesfällige Versuche dargethan hatten, daß die allen Säuren und Salzen gegenüber sehr widerstandsfähigen Körperchen am leichtesten vom Chlorgas angegriffen werden. Dabei ging sie von der Voraussetzung aus, daß von den Körperchen, welche in den Zuchtlokalitäten zerstreut werden und allüberall an den Wänden, den Zuchtgeräthschaften zc. haften bleiben, auch nach Ablauf eines Jahres neuerdings eine Ansteckung erfolgen könne, in derselben Weise, wie dies nach vielseitigen Versuchen auf ganz unsehbare Weise bei einer künstlichen Infektion mit frischen, nicht ausgetrockneten Körperchen geschieht.

Nach Pasteur wäre diese Sorge wegen der Ansteckungsfähigkeit der alten Körperchen unbegründet; ausgetrocknete Körperchen seien zugleich auch abgestorbene, wenn daher Chloräckerungen sich wirksam zeigten, so sei die Wirksamkeit in anderer Weise als durch ihren tödtenden Einfluß auf alte Körperchen zu erklären.

Die Versuche, welche die Versuchsstation zur Entscheidung dieser Streitfrage im heurigen Jahre unternommen hat, sind leider noch nicht zum Abschlusse gekommen, daher wir uns aller Vermuthungen über die längere Lebensfähigkeit der Körperchen, wenn sie auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, enthalten zu sollen glauben.

Die Frage ist eine sehr wesentliche, weil sie, in dem einen oder dem andern Sinne zum Austrage gebracht, den Seidenzüchter entweder von einer großen Sorge befreit, oder ihm neue Opfer an Mühe und Kosten für eine ausreichende Desinfektion der Zuchtlokalitäten auflegt.

Wir fassen nun alles bisher über die Körperchenkrankheit Gesagte kurz zusammen. Dieselbe wird hervorgebracht durch einen fremden, winzigen Organismus, der als Schmarozerpilz zu betrachten ist, hinsichtlich seines Vorkommens auf das seiden-spinnende Insekt beschränkt zu sein scheint, einer außerordentlichen Vermehrung durch Quertheilung und den Austritt seiner Kerne fähig ist und in Folge dieser ein langsames Siechthum, endlich den Tod des werthvollen Insektes herbeiführt*). So sicher dies konstatiert

*) Zur wissenschaftlichen Bezeichnung der Körperchen hat Nägeli die Bezeichnung *Nosema bombycis* in Vorschlag gebracht. Das Geschlecht *Nosema* wird unter den Schizomyceten eingereiht, welche nebst den Formen von *Nosema*

ist, so gewiß kann der Krankheit durch Abhaltung jeglicher Infektion vorgebeugt werden. Man verwende deshalb nur absolut körperchenfreie Eier, nämlich solche, die von ungekörperten Schmetterlingen herrühren, man vermeide jegliche Ansteckung, die etwa dadurch herbeigeführt werden kann, daß in denselben Räumlichkeiten neben gesunden Raupen auch verdächtige oder gekörperte aufgezogen werden. Selbst eine Nachbarschaft kranker Zuchten in größerer Entfernung kann je nach Umständen eine geringere oder stärkere Infektion bewirken, weshalb sich isolirte Lagen für Raupenaufzuchten, die vollkommen vor den Körperchen geschützt werden sollten, sehr empfehlen.

So einfach alle diese Folgerungen sind, so schwierig war die Feststellung der Grundlagen, auf welche sie sich stützen. Es hat hiebei an mancherlei Irrthümern und unbegründeten Behauptungen nicht gefehlt, von welchen wir insbesondere Nachfolgendes berühren wollen.

Vielsach wurde die Ansicht ausgesprochen, daß sämtliche Krankheiten der Seidenraupen auf eine und dieselbe Grundursache zurückzuführen seien. In Folge der unnatürlichen Bedingungen, welchen sie seit Jahrhunderten durch die verschiedenen Zuchtmethoden unterworfen worden sind, sei eine Entartung derselben, eine Art Schwächezustand hervorgerufen worden, der, sich von Jahr zu Jahr steigend, endlich den Charakter einer verwüstenden Krankheit angenommen habe. Unnatürlich sei die Aufbewahrung und Ausbrütung der Eier, die Pflege und Fütterung der Raupen, ihre Anhäufung auf den Lagern, ihre Haltung in künstlich geheizten Lokalitäten zc., dazu seien seit Jahren außerordentliche Witterungseinflüsse thätig, abnorme kosmische Zustände, mit deren Schwinden auch ein Nachlaß der Seidenraupenkrankheiten eintreten dürfte.

Es wäre eine undankbare Aufgabe, wollte man die Grundlosigkeit aller dieser Behauptungen im Detail nachweisen; es genüge hier hervorzuheben, wie verkehrt es ist, spezifisch verschiedene Krankheiten auf dieselbe Ursache zurückzuführen zu wollen. Insbesondere wird niemals irgend eine Zuchtmaßregel, und wäre sie die allerverkehrteste, ein Körperchen hervorzubringen vermögen,

noch diejenigen von *Sarcina*, *Hygrocacia*, *Bacterium*, *Spirillum*, *Vibrio* und *Ulvina* umfassen. Statt *Nosema bombycis* schlägt Blakowitsch dem Entdecker der Körperchen zu Ehren mit vollem Rechte die Benennung *Nosema de Filippi* vor. Lebert und Frey haben einen weniger geeigneten Ausdruck, und zwar *Panhistophyton ovatum* zur Bezeichnung der Körperchen gewählt.

auch wird das Erscheinen der Körperchen mit keinerlei Witterungsverhältnissen in irgend einem denkbaren Zusammenhange stehen. Vielmehr kann, wie dies der Verfasser bei mikroskopischen Untersuchungen einer Anzahl von Originalpuppen nachgewiesen hat, als bestimmt angenommen werden, daß auch die im Norden China's wildlebenden Seidenraupen den Angriffen der Körperchen ausgesetzt sind, trotzdem sie unter den natürlichsten Bedingungen ihrer eigenen Heimat zur Entwicklung kommen. In der Pflege des Seidenzüchters sind die Seidenraupen weitaus geficherter, als wenn dieselben im Freien allen Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, ganz abgesehen davon, daß die werthvollen Eigenschaften des Seidengepinnstes einen steten Rückgang zeigten, wenn sie wie ihre wildlebenden Verwandten im Norden China's darauf angewiesen wären, für sich allein den Kampf um das Dasein aufzunehmen.

Eine andere vielfach verbreitete Meinung über die Ursachen der Seidenraupenkrankheit ging dahin, daß die Qualität der Maulbeerbaumblätter in Folge der Erschöpfung des Bodens eine ungenügende geworden sei; es sei ihr Gehalt an stickstoffhaltigen Bestandtheilen, vielleicht auch an Phosphorsäure, Kali und Magnesia ein zu geringer, so daß die Ernährung der Raupen eine unvollständige bleibe. Die Folgen machten sich in dem Auftreten der Krankheiten der Seidenraupen geltend, denen daher vorgebeugt werden könnte, wenn eine Düngung der Maulbeerbäume die fehlenden Bestandtheile den Blättern zuführen würde. Die beste Widerlegung fanden diese Ansichten in der allgemeinen Verbreitung der Krankheiten der Seidenraupen, in dem Umstande, daß auch Maulbeerblätter solcher Bäume, die auf jungfräulichen Boden gepflanzt waren, die Seidenraupen vor den Krankheiten nicht zu schützen vermochten, und daß Düngungsversuche einen durchaus negativen Erfolg ergaben. In Bezug auf die Körperchenkrankheit, die, wie wir gesehen haben, als eine Pilzseuche aufzufassen ist, mußte von vornherein der ursächliche Einfluß der Blätter als unzulässig erscheinen. Körperchen können immer wieder nur aus Körperchen entstehen und werden unter keinerlei Umständen aus einem abnormen Mischungsverhältniß der Bestandtheile der Blätter ihren Ursprung nehmen können.

Daß Körperchen etwa auch auf den Blättern sich entwickeln und mit diesen in die Zuchtlokalitäten verschleppt werden, auch diese Ansicht hat ihre Vertreter und ist hier namentlich

der Annahme Halliers zu gedenken, nach welcher der so häufig verbreitete Rußthauptpilz, Cladosporium oder Pleospora herbarum, der unter Umständen auch auf den Blättern und der Rinde der Zweige der Maulbeerbäume vorkommen kann, die Körperchenkrankheit oder die Gattine hervorruft. Hallier läßt die Körperchen aus dem mit dem Futter in die Raupe eingeführten Rußthauptpilze entstehen, der sonach je nach dem Substrat, auf oder in welchem er vorkommt, höchst abweichende Formen anzunehmen vermöge.

Die Unrichtigkeit auch dieser Behauptung wird durch die Ergebnisse folgender Versuche, welche die Versuchstation in Görz wiederholt ausführte, auf das Schlagendste dargethan:

1) Die Sporen des Rußthauptpilzes zeigen gegenüber den verschiedenen chemischen Reagentien ein vollständig verschiedenes Verhalten wie die Körperchen.

2) Während es sehr leicht gelingt, die

Sporen des Rußthauptpilzes zur Reinigung und in den verschiedenen Medien zum weiteren Wachs- thum zu bringen, ist dies mit den Körperchen der Seidenraupen schlechterdings unmöglich.

3) Eine künstliche Infektion mit Körperchen bringt bei gesunden Seidenraupen in allen Fällen die Körperchenkrankheit hervor, nicht so geschieht dies bei einer absichtlichen Ansteckung mit dem Rußthauptpilze, bei welcher ungekörperte Raupen stets ungekörpert bleiben.

So wie zwischen dem Rußthauptpilze und den Körperchen nicht der geringste Zusammen- hang besteht, ebenso wenig bringt ein anderer auf den Maulbeerbäumblättern sehr häufig vor- kommender Pilz, und zwar Septoria mori, die Körperchen in den Raupen hervor. Diesfällige Erfahrungen sind hundertfältig gesammelt worden, so daß auch diese Frage in den kompetenten Kreisen als vollkommen abgethan betrachtet wird.

Prof. Haberlandt.

A e k r o l o g .

Accordeire, Jean Théodore, berühmter Zoologe, † am 19. Juli in Lüttich. Er war geboren am 1. Februar 1801 zu Recen, bereitete 1825—34 Südamerika und war seit 1835 Professor der Zoologie und vergleichenden Ana-

tomie in Lüttich. Von seinen Schriften nennen wir: „Introduction à l'entomologie“, Paris 1834—37, 2 Bde.; „Histoire des Insects“, das. 1857, 4 Bde.

N e u e B ü c h e r .

Entomologie für Gärtner und Gartenfreunde. Von C. R. Taschenberg. Leipzig, Kummer.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. I. Der Umschwung, welcher sich seit wenig Jahren im gesammten Sanitätswesen der Heere und ins- besondere in der Hülfleistung für verwundete und erkrankte Krieger vollzogen hat, ist ein ganz gewaltiger. Völlig neue Principien kamen hier zur Geltung. Die Humanität deckte altgewohnte Mißbräuche und Schäden auf und besiegte sie in glücklichem Kampfe. Sie fand aber auch die rechten, die einzig hülfreichen Mittel und Wege, sie schuf praktische Einrichtungen, durch welche die Kraft und Leistungsfähigkeit der Armeen für den Staat im Krieg und Frieden gesteigert wird.

Nach drei Richtungen hin kamen auf diesem Gebiete die humanen Bestrebungen der Neuzeit zum Durchbruch. Einestheils erwarb sich der Grundsatz die allgemeinste Anerkennung, daß die Mitwirkung der Privathülfe zur Verpflegung und Hülfleistung für den erkrankten und verwundeten Soldaten überall dringend nothwendig

sei, ja daß sie vom Staate selbst herbeigezogen und benutzt werden müsse; gleichzeitig wurde allseitig zugestanden, daß der franke und blessirte Krieger, sei er Freund oder Feind, des internationalen Schutzes und Beistandes bedürfe. Die Durch- führung dieser Grundsätze war die Aufgabe der „internationalen Uebereinkunft über die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“. — Andernthetls sah man sich in allen Armeen Europa's den humanen Forderungen der Neuzeit gemäß genöthigt, in ganz anderer Weise als früher für die Gesundheitsverhältnisse des Soldaten, sei es im Frieden, sei es im Kriege zu sorgen; die Regierungen organisirten das gesammte Sanitätswesen der Heere, um dem Staate eine stets kriegstüchtige Mannschaft zu erhalten; wir erhielten ein völlig neu ge- staltetes Militärsanitätswesen. — Endlich drittens wurden erst seit Kurzem von den Aerzten bei der Behandlung innerlich Kranker sowohl,

wie bei der Wundenbehandlung auf Grund neu gewonnener Erfahrungen Principien befolgt, unter deren Einfluß sich schnell eine wissenschaftlich begründete Militärgesundheitspflege und eine praktisch werthvolle Kriegschirurgie entwickelten.

Völlig neu und von einer weittragenden, nie zuvor geahnten Bedeutung ist das auf internationalen Wege geordnete System der officiell anerkannten freiwilligen Hülfleistung und der Neutralität sowohl aller verwundeten und erkrankten Krieger, als auch der denselben Hülfleistung und Beistand Leistenden. Ohne Zweifel ist die Idee, welche diesem Systeme zu Grunde liegt, eine so erhabene, und die Ausführung derselben hat sich nun schon so sehr bewährt, daß wir glauben, im Folgenden etwas näher auf ihre geschichtliche Entwicklung eingehen zu müssen. Die Geschichte der „Genfer Konvention“ ist eines der wichtigsten Blätter im Geschichtsbuche der Humanitätsbestrebungen der Neuzeit.

Es währte lange, bevor man einsehen lernte, daß die Hülfleistung des Staates nicht ausreiche zur genügenden Verpflegung der verwundeten und erkrankten Soldaten. Die Regierung selbst wies zum großen Theile die dargebotene freiwillige Hülfleistung ab. Die Barmherzigkeit war zum Schweigen und zu einer ganz beschränkten Thätigkeit vernichtet, wo man alle Aufmerksamkeit und alle Kräfte auf den Krieg und fast lediglich auf die Schlagfertigkeit der im Felde stehenden Truppen verwandte.

Noch während der ganzen ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bereiteten sich beim Ausbruche eines Krieges die Regierungen wie das Volk nur in dürftiger Weise auf Milderung des grenzenlosen Elends vor, welches für die Armeen die Anstrengungen des Lebens im Felde und die Schlachten unausbleiblich im Gefolge haben. Ein wahres Bild der ungemein schrecklichen Zustände, in welchen sich die Verwundeten noch lange nach den Tagen des Kampfes befanden, liefert uns beispielsweise die Schilderung, welche Keil, der berühmte Professor zu Halle, von der Verpflegungsweise der in der Völkerschlacht bei Leipzig Verwundeten dem Minister Schudmann übersandte. „Auf dem Wege nach Leipzig“, so berichtet er, „begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie Kälber auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeschichtet lagen, und einzelne ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herbaumeln ließen. Noch an diesem Tage, also

sieben volle Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden die Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwundliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachfröste, noch durch Hunger zerstörbar war. In Leipzig selbst fand ich gegen 30,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in Wirklichkeit vor mir sah. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen.“ Keil zeichnete nun einzelne Züge des gräßlichen Gemäldes, das sich in dem bis dahin schon vielfach heimgesuchten Leipzig seinen in solchen Dingen erfahrenen Blicken darbot. Er beklagte die Schlassheit und Indolenz der Bevölkerung, die solchen Schrecken hilflos und rathlos wie gelähmt gegenüber stand. Allein Keil sucht Abhülfe in einer ganz besonderen Weise. „Helfen Sie unseren Braven“, so ruft er zum Schluß dem Minister zu, „aber helfen Sie bald, denn eine jede versäumte Minute bleibt eine Blutschuld. Legen Sie doch ein Schoß kranker Waiskinder in die Betten der Banquierfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit, der für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint härter zu sein, als sie es wirklich ist!“ — Der Schrei des Entsetzens, den diese wenigen Zeilen so energisch ausstoßen, verhallte unter dem Geräusche des fernerer Kriegstrubels und beim Donner der Kanonen.

Bis in die neuere Zeit blieben diese Erfahrungen vergessen. Noch der Krimkrieg zeigte, daß die englische und die französische Regierung die Lehre früherer Zeiten völlig unbeachtet gelassen hatten. Die Sanitätseinrichtungen der dort kämpfenden Heere waren höchst mangelhaft, namentlich diejenigen der Engländer. Nach der Schlacht an der Alma fehlte es denselben an allen Transportmitteln und Lazaretheinrichtungen für ihre 1600 meist schwer Verwundeten. Und noch in den Schlachten von Balaklava und Inkerman waren sie in dieser Hinsicht nicht besser versehen für die neu hinzukommenden 4400 Verwundeten. Man verlor letztere in der Noth auf Schiffe und transportirte sie nach dem Bosporus, wo sich Spitäler mit kläglichen Einrichtungen befanden. Die kämpfenden Truppen waren nicht besser verpflegt; und so traten Epidemien auf, in deren Folge ganze Regimenter verschwanden. Erst als die Presse Englands die kläglichen Zustände aufdeckte und das englische Volk voll

Entrüstung seine Privatbülfe anbot, schritt die Regierung im Wetteifer mit der Thätigkeit der Privatleute zu ernsten und umfassenden Maßregeln. Allen zuvor aber glänzte durch aufopferndes Wirken bekanntlich Miß Nightingale, die sich mit 37 Damen nach der Krim begab und dann noch 50 andere Damen nach sich zog. Hier zeigte sich zum ersten Male, welchen Erfolg die privaten Leistungen namentlich zur Herbeiführung besserer Zustände in der Lazarethverpfllegung unter Benutzung der rechten Mittel haben können. Denn sofort verringerte sich die bis dahin ungemein große Sterblichkeit der Verpfllegten.

Leider verabsäumte es die französische Regierung, sich diese bedeutungsvollen Lehren des Krimkrieges zu Nuzze zu machen. Mit einer grausamen Sorglosigkeit hinsichtlich der Hülfsmittel für ihre Verwundeten begann sie 4 Jahre darnach den kurzen, aber blutigen Krieg in Italien. Bald erwiesen sich die Sanitäts-einrichtungen ihrer in Italien einrückenden Armee als höchst mangelhaft. Die Ambulancen hatten nicht mehr als den vierten Theil ihres Stats an Ärzten, die Hauptlazarethe waren in Frankreich zurückgelassen. Man hatte sich auf den Patriotismus und die Hülfe der Sardinier verlassen, aber diese waren selbst nur ungenügend ausgerüstet. In solchem Zustande schlug man die Schlacht bei Solferino. Hier kämpften 300,000 Mann 15 Stunden lang mit der größten Tapferkeit um den Sieg. Mehr als 40,000 Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde und ebenso viele Kranke verlangten in den nächsten Tagen Aufnahme in die Lazarethe. Eine Vorstellung von der ganzen Furchtbarkeit der nun folgenden Ereignisse als Folgen der Unzulänglichkeit der officiellen Hülfsmittel erhalten wir durch folgenden Bericht eines Fachmanns; er sagt: „Die grenzenloseste Verwirrung herrschte auf dem Schlachtfelde und in dessen nächster Umgebung. Mit der unsäglichsten Mühe wurden nach und nach 30,000 Verwundete nach Brescia, 10,000 nach Cremona geschafft. Aber noch am sechsten Tage waren nicht alle Verwundete untergebracht. Unzählige verbluteten und verschmachteten auf dem Schlachtfelde, während des Transportes, in den Straßen der Dörfer und Städte. Es fehlte an Kräften, die hilflos Daliegenden aufzusuchen und sie in die nächsten Orte zu transportiren; es fehlte an Händen, den dürstenden Lippen nur die erste und nothwendigste Labung, das Wasser, zu bringen. Und als später die Hülfsmittel jeder Art von allen Seiten

her gesendet wurden, fehlte es an Helfern, sie in geeigneter Weise zu verwenden. Die Bevölkerung that Alles und fast noch mehr, als in ihren Kräften stand. Viele Hunderte von Civilärzten und Tausende von Männern und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft bemühten sich rastlos, der entsetzlichsten Noth zu steuern. Aber das Elend überstieg alle Grenzen!“

Doch aus diesem Chaos von unsäglichem Jammer und Elend ist ein Werk entsprossen, welches sich in seinen Anfängen schon trefflich bewährte und das auch noch fernerhin die schönsten Früchte tragen wird. Ein Genfer Bürger, Henri Dunant, war unter den menschenfreundlichen Helfern. Er hat die grauenhaften Zustände des Schlachtfeldes in seiner Schrift „Un souvenir de Solferino“ mit so beredten Worten geschildert und so energisch für allseitige Betheiligung an den geeigneten Maßregeln zur Abhülfe gewirkt, daß er hiermit den Anstoß gab zur Entstehung der Genfer Vereine und der internationalen Genfer Konvention. In Deutschland hatte man allerdings schon erkannt, wie werthvoll die umfassende Betheiligung der Privatbülfe für die Verwundetenpflege ist; hier hatte der Orden der Johanniterritter fort und fort mit Ernst und Geschick in ausopfernder Weise die Aufgaben dieses schönen Berufes als Ordenspflicht auf sich genommen. Aber auch bürgerliche Kreise und Vereine wirkten namentlich im Schleswig-holsteinischen Kriege zu gleichen Zwecken höchst segensreich. Allein es fehlte noch an der rechten Organisation, die man der Gesammtheit solcher nationalen Vereine geben muß. Uns waren in dieser Hinsicht die Nordamerikaner vorangeschritten, welche in ihrem vierjährigen Bürgerkriege durch geschickte Benutzung der ebenso ausgedehnten, wie gut geregelten Privatbülfe wahrhaft Großartiges auf dem Gebiete der Militärkrankenpflege leisteten. Unseren Verhältnissen gemäß wird die Umänderung des Vereinswesens freilich eine andere sein müssen.

Als im Jahre 1866 der deutsche Krieg begann, sah Graf Stolberg-Wernigerode, der Delegirte der Johanniterritter, wie nöthig es sei, dererspaltung vorzubeugen. Sein und des Prinzen Karl von Preußen, Herrenmeisters des Johanniterordens, vom 15. Mai datirter Aufruf war vom besten Erfolg gekrönt. Die Bevölkerung trat zusammen und vor Allem stellten die Johanniterritter ihre Dienste zur Verfügung. Die Häuser dieses Ordens wurden leer gemacht und 700 Betten in ihnen aufgestellt.

Schon am 1. Juni standen 125 Ordensgenossen zu Gebote, welche Kommissionen übernahmen, außerdem konnte man die Kräfte zahlreicher Diakonissinnen und Diakonen benutzen. Durch persönliche Aufopferung glänzten vor Allem einige Männer mit altadligen Namen, welche jenem Orden angehörten und auf den böhmischen Schlachtfeldern ihrer Devise „Pro fido“ eingedenk waren. Dabei hatten die Hülfvereine des Königreichs Preußen bis zum Oktober 1866 an Geld die Summe von 510,000 Thlr. gesammelt, während sie Material zu Verpflegungszwecken über eine Million an Werth geliefert erhielten. Für Lazarethzwecke wurden von diesen Privatvereinen 400,000 Thlr. verwendet, außerdem über 130,000 Flaschen Wein und viele andere Erfrischungen. Die Frauen wetteiferten mit den Männern. Aehnliche Vereine wie in Preußen bestanden und wirkten in Oesterreich und in den anderen Staaten Deutschlands. Allein ihre Thätigkeit war keine gemeinsame. Nirgends konnte man den rechten Anschluß und Zusammenhang finden.

Daß wir jedoch nunmehr eine zweckmäßige Gliederung auf Grund der Genfer Konvention schon gefunden haben, beweisen die im jetzigen Kriege getroffenen Maßregeln, um die noch immer recht traurigen, auf den böhmischen Schlachtfeldern des Jahres 1866 gemachten Erfahrungen zu vermeiden. Die Beobachtungen über die Anzulänglichlichkeit mancher Hülfsmittel der in Böhmen kämpfenden Heere werden nun rasch und weise benutzt, der Zersplitterung der Thätigkeit der Privathülfe wird jetzt mehr als bisher vorgebeugt und die traurigen Zustände, wie sie Raundorf in seiner Schrift „Unter dem rothen Kreuz“ so treffend beschreibt, und die zum Theil durch die Nichtbetheiligung Oesterreichs an der Genfer Konvention herbeigeführt worden waren, werden bei künftigen Kriegen zwischen civilisirten Völkern kaum wieder vorkommen. Allgemein anerkannt ist nunmehr, daß die Privathülfe erst dann einen den Anstrengungen und Opfern entsprechenden Erfolg erzielt, wenn sie zweckmäßig organisirt ist, wenn sie ferner zur amtlichen Krankenpflege in ein geeignetes Verhältniß tritt und wenn sie schließlich schon im Frieden vorbereitet wird.

Es waren zunächst die Regierungen von zwölf Staaten Europa's, welche am 22. August des Jahres 1864 in Genf zusammentraten und die dort vereinbarten Artikel der Konvention durch ihre Bevollmächtigten unterzeichnen ließen.

Diese Artikel bildeten die Basis für die dann immer weiter vervollkommneten internationalen Bestimmungen über die Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger. Einige noch anfangs unklar gefaßte Punkte der ursprünglichen zehn Artikel wurden durch spätere Erklärungen und Zusätze abgeändert und erweitert. Nach und nach traten denn auch alle übrigen Regierungen der Konvention bei, um an der Einführung und Vervollkommnung des schönen, humanen Werkes sich zu betheiligen.

Im Allgemeinen wurde festgestellt, daß man sowohl den verwundeten und erkrankten Soldaten, als auch das ihn verpflegende Personal, die Ambulance und das Feldlazareth, sowie das ganze zu seiner Pflege dienende Material als neutral betrachten müsse. Ferner wurde durch die Konvention bestimmt, daß in jedem Lande die Privatpersonen, welche den erkrankten und verwundeten Kriegern ihre Hülfe und Pflege zuwenden wollen, in nationalen Vereinen zusammentreten sollen, die dann wieder in Haupt- und Bezirksvereine zerfallen und schon im Frieden durch Anlernen von Wärtern und Wärterinnen, Krankenträgern, Anschaffern von Transport-, Lazareth- und Verbandmitteln u. d. im Kriege zu entwickelnde Thätigkeit vorbereiten. Schließlich wurde beschlossen, daß die in den verschiedenen Ländern bestehenden Vereine zum Austausch der Erfahrungen und zur Verabredung gemeinsamer Maßregeln von Zeit zu Zeit zu internationalen Kongressen zusammentreten sollen. Das rothe Kreuz im weißen Feld wurde als Vereinszeichen gewählt.

Dergleichen internationale Kongresse fanden denn in der That 1867 zu Paris, 1868 zu Genf und 1869 in Berlin statt. Hier wurden die Artikel weiter ausgeführt, namentlich mit Rücksicht auf die mannichfachen Bedenken und Einwürfe, welche man von militärischer Seite mitunter nicht ganz ohne Grund erhob. Die ideale Aufgabe mußte eben erst praktisch erprobt und den Verhältnissen angepaßt werden. Das Jahr 1866 hatte hierzu die beste Gelegenheit gegeben. Namentlich wurden im Jahre 1867 mehrere neue, wesentlich praktische Gesichtspunkte aufgenommen. Dahin gehört die Bestimmung, daß die den Verwundeten helfenden Personen (Ärzte, Krankenwärter u. d.), wenn sie in Feindes Hand fallen, ihre Funktionen im Lazareth oder in der Ambulance ununterbrochen fortsetzen und, obwohl unter Autorität des Feindes stehend, ihren vollen Gehalt behalten. Das Gesundheitspersonal wird nicht festgehalten über die Zeit hinaus, welche die Hülfe der Verwundeten er-

fordert; der Höchstkommandirende der siegreichen Armeen bestimmt, wenn dieses Personal zurücktreten kann; verstoßt es aber gegen die Pflichten, so finden die Kriegsgeetze Anwendung. Außerdem wurden im Jahre 1867 die freiwillige Krankenpflege und ihre Organe, sowie besonders ihre Repräsentanten und Delegirten ausdrücklich mit den Hauptquartieren der Kommandanten in direkte Verbindung gesetzt. Ferner erhielt die Heranziehung der Einwohner zum Hülfswerk festere Formen, die Rücksendung der Verwundeten stellte man auf allgemeinere Grundlagen, man dehnte die Neutralitätsabzeichen auch auf Materialendepôts aus, beschränkte jedoch das Tragen der Armbinde mit dem internationalen Zeichen lediglich auf die wirklich Berechtigten. Schließlich betonte man die Aufsicht über die Schlachtfelder und die Bestattung der Leichen, auch kam man dahin überein, daß künftig jeder Heeresangehörige mit einem gleichmäßigen Zeichen versehen werden soll, welches zur Feststellung seiner Identität geeignet ist.

Diese Beschlüsse des Jahres 1867 waren denn von größtem Einfluß auf die gedeihliche Entwicklung des ganzen Werkes. Insbesondere ist seitdem in Deutschland das Verhältniß der Privatvereine zu den Staatsgewalten und zum Heere, sowie zu anderen Hülfvereinen, wie den Johanniterrittern, aufs günstigste geregelt worden. Wir bezeichnen zunächst, worin die Thätigkeit der internationalen Hülfvereine vorzugsweise besteht, und dann, wie sie sich in Deutschland nunmehr organisiert haben.

Die nationalen Centralcomités bilden den Mittelpunkt der in jedem Staate bestehenden oder noch zusammen tretenden Hülfvereine. In Kriegzeiten ist die Hauptaufgabe derselben die Mitwirkung bei der Verpflegung der Kranken und Verwundeten in den Lazarethen. Hierzu entsteht die beste Gelegenheit durch das Krankenzerreuungssystem, welches kranke Krieger vom Kriegsschauplatz nach entfernten Gegenden führt und hier das Mitgefühl und die Mitbetheiligung der Bevölkerung an der Pflege der Kranken lebhaft in Anspruch nimmt. Allein nur in beschränktem Grade wird die persönliche Pflege Anwendung finden können, denn nur gut geschulte Wärter und Wärterinnen leisten wirklich Nutzen. Demnach ist es Aufgabe der Vereine, schon in Friedenszeiten gute Krankenpfleger nach Art der Diakonistinnen und der erst neuerlich gebildeten „Feld diakone“ in Kliniken anlernen zu lassen und den Kriegslazarethen zur Disposition zu stellen.

Die Vereine können ferner selbstständig Lazarethe errichten und dieselben mit den nöthigen Requisitionen ausstatten; ja selbst Privatpersonen können Pflegestationen etablieren und Rekonvaleszenten aufnehmen. Diese Art der Hülfleistung muß vor Allem im engsten Anschluß an die Militärbehörden, insbesondere an die Armeelazarethkommission geübt werden, denn letztere muß sich die Garantie der zweckmäßigen Einrichtung und die Kontrolle vorbehalten, um das Lazareth dann in eigene Verwaltung nehmen zu können.

Ferner werden die Lokalvereine für Erfrischung vorbeipassirender Kranken und Verwundeten sorgen dürfen, indem sie sich hierzu der nächsten Etappenkommandantur zur Verfügung stellen. Auch übernehmen die Vereine die Unterstützung der Rekonvaleszenten, Krüppel und Invaliden.

Für den Dienst auf dem Schlachtfelde ist die Bildung eines gut ausgerüsteten Corps freiwilliger Helfer von großem Werth. Gleichsam militärisch exerzirt wird dieses Corps unter dem Kommando der Johanniterritter in der Schlacht die Verwundeten sammeln, erquickern, in Spitäler bringen, die Sterbenden trösten, Aufträge von ihnen annehmen und die Marken sammeln, welche jetzt jeder Soldat mit Bezeichnung seines Namens und seiner Adresse zur Identifizierung seiner Person auf der Brust trägt.

Eine andere Aufgabe der Hülfvereine besteht darin, daß sie den Angehörigen der kranken und verwundeten Soldaten Auskunft über das Verbleiben und Befinden derselben verschaffen. Das Centralnachweisungsbureau in Berlin, vom Generallieutenant von Troschke errichtet, übernimmt die Auskunftvermittlung für den Bestand sämtlicher Lazarethe, von welchen dreimal monatlich Verzeichnisse der angekommenen und abgegangenen Kranken und Verwundeten eingesendet werden.

Eine namentlich auch im Frieden fortzusetzende Leistung des Vereins besteht darin, die Erfahrungen, die man im Kriege zu machen Gelegenheit hatte, zu sammeln, auf Grund derselben neue Hülfapparate zu erfinden und zu prüfen und die Prüfungsergebnisse den übrigen Vereinen mitzutheilen. Zu diesem Zweck besteht unter dem Titel „Kriegerheil“ ein leitendes, vom Berliner Centralcomité herausgegebenes Organ, dessen Redakteur Professor Gurkt in Berlin ist.

Vor Allem aber ist die Thätigkeit der Vereine durch Einsammeln von Geld und durch

Herstellung der mannichfachsten Lazareth-, Verpflegungs- und Erquickungsgegenstände in Anspruch genommen. Bei Anfertigung der Lazareth- und Verpflegungsrequisiten muß man sich nach den Mustern richten, welche als die zweckmäßigsten anerkannt und vor Allem den vorliegenden Bedürfnissen gemäß gebraucht werden. Die nöthigen Angaben hierüber ertheilt das Vereinsbureau. Die hergestellten und gesammelten Gegenstände, namentlich die in den Frauenvereinen zubereiteten Verbandstücke werden in den von Frauen und Männern beaufichtigten und geordneten Vereinsdepôts zusammengestellt, damit sie dann dem Centraalkomite zugewendet und von diesem den geeigneten, auf dem Kriegsschauplatz oder in der Nähe von Lazarethen befindlichen Magazinen übergeben werden können. Bei der Einlieferung nämlich müssen alle eingeschickten Gegenstände vom Centraalkomite geprüft werden, um dann je nach Bedürfnis an den Plätzen, wo sie gebraucht werden, zur Verwendung zu gelangen.

Die Hilfe der Vereine soll, um der an sie zu stellenden Anforderung zu entsprechen, stets zur rechten Zeit und mit den rechten Mitteln geleistet werden. Diese zu finden, wird einem einzelnen Vereine, noch mehr einer einzelnen Person im Kriegstrübel ganz unmöglich. Deshalb sind denn auch die Versuche, sich direkt und selbstständig mit dem Kriegsschauplatz in Verbindung zu setzen, in der Regel ganz vergeblich, sogar fährend. Die Hilfe kommt in diesem Falle entweder nicht an, oder wird zurückgewiesen.

Bielmehr ist es dringend geboten, daß sich Derjenige, welcher überhaupt helfen will, der nun in einer ganz zweckentsprechenden Weise zu Stande gebrachten Organisation der gesammten Vereinsthätigkeit einreibe. Durch einen Vertrag, welchen am 20. April d. J. die deutschen Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger abgeschlossen haben, ist diese Organisation endgültig hergestellt. Von nun an werden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch ein Centraalkomite besorgt, welches das Zusammenwirken der Vereine vermittelt. Dasselbe besteht aus Bevollmächtigten sämmtlicher deutschen Landesvereine, hat seinen Sitz in Berlin und sein Präsidium führt der Bevollmächtigte der preussischen Vereine. Außerdem haben nun auch die deutschen Hilfsvereine sich für den jetzigen Kriegszustand mit den officiellen Organen der Militär-sanitätspflege in geregelte Verbindung gesetzt. Die leitende Spitze der freiwilligen

Krankenpflege für das im Kampfe befindliche deutsche Heer ist der jedesmalige, vom König von Preußen ernannte „Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege“. Jetzt ist dies Fürst Pleß, während 1866 Graf Stolberg-Wernigerode, der Delegirte der Ballei Brandenburg des Johanniterordens, diese Funktion übernommen und ganz Bedeutendes geleistet hatte. Durch diesen königlichen Kommissar wird die Thätigkeit der Vereine und einzelner Opferwilligen concentrirt, um der Möglichkeit einer schädlichen Zersplitterung vorzubeugen. Er ernennt Delegirte zumeist aus der Zahl der Johanniter- und Malteserritter. Sein Bureau ist in Berlin; von hier aus schafft er sich Kenntniß von allen sich bildenden Hilfsvereinen und von ihren Absichten, hier nimmt er die Gaben und Wünsche einzelner Vereine in Empfang, von hier aus gibt er den Vereinen an, worauf sie besonders ihre Thätigkeit richten möchten, und hier findet er auch Gelegenheit, sich fort und fort beim preussischen Kriegsministerium über die Bedürfnisse und leitenden Gesichtspunkte zu unterrichten.

Um nun mit der Vereinsthätigkeit in den einzelnen Provinzen und Ländern Deutschlands in fortdauernder Verbindung zu bleiben, werden vom königl. Kommissar an solchen Orten, an welchen die nach der operirenden Armee führende Etappenstraße ihren Anfang nimmt, Provinzialdelegirte ernannt. Unter letzteren stehen dann in jedem Bezirke wiederum Bezirksdelegirte, welche direkt mit den Hilfsvereinen verkehren. So ist denn in der That ein geregeltes Netz der Hilfsleistung nunmehr über ganz Deutschland ausgespannt, dessen Fäden aus allen Kreisen der Gesellschaft in einem einzigen Kernpunkt zusammenlaufen, um dann wieder von hier aus die kräftigste Unterstützung an denjenigen Punkt hinzuleiten, der ihrer am meisten bedarf, dabei aber auch fort und fort an allen anderen Stellen den Bedürfnissen entsprechend schnell helfend einzugreifen.

Die Gefahr liegt nahe, daß bei der nun eingeführten Gliederung des Ganzen zunächst das rechte Verständniß für die Benutzung derselben in manchen Orten fehlen wird; allein die Praxis wird gar bald lehren, daß man das Richtige getroffen hat und daß das Vereinswesen sich in der adoptirten Form in die Bevölkerung hineinlebt. Ohne Zweifel hat anfangs die Wahl der Bezirksdelegirten durch den Fürsten Pleß zu einigen Mißverständnissen geführt; man hielt sie fälschlich für Beamte, obgleich sie nur

Mittelspersonen zwischen den straff organisirten Einrichtungen der Armee und der freiwilligen Krankenpflege sind. Der kämpfenden Armee muß daran liegen, bei einer freiwilligen Krankenpflege nicht etwa dem Zufalle anheimgegeben zu sein. Das Heer nimmt die freiwilligen Opfer der Liebe und Theilnahme an, unter dem Vorbehalt, daß es darüber nach Bedürfniß disponiren kann. Die Armee ruft keineswegs zuerst die Theilnahme der Vereine an; sie hat sich vielmehr zunächst in allen Dingen mit ihren Wünschen nach Verpflegungsgegenständen an den Staat und seine Organe zu wenden. Daher werden die Vereine von der Organisation des Heeres insoweit mitbetroffen, als sie behufs ihrer Mitwirkung gewissermaßen „dem staatlichen Organismus eingefügt“ werden.

Unter ganz anderen Verhältnissen, als bei uns in Europa, deshalb auch in ganz anderer Weise entwickelte sich die Hilfsleistung für verwundete und kranke Krieger in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die straffe, sich an die staatlichen Organe anschließende Gliederung unseres Vereinswesens würde den dortigen Zuständen nicht entsprechen; die Freiwilligkeit wird dort überhaupt viel anders aufgefaßt und ins Werk gesetzt, als bei uns möglich und passend ist. Als beim Ausbruche des Bürgerkrieges der glühendste Patriotismus Alle durchzuckte und Massen von Freiwilligen zu den Fahnen eilten, waren vor Allen die Frauen von dem Wunsche begeistert, das Ihrige zum Besten des Vaterlandes beizutragen. Sie befaßten sich nicht bloß mit Charpiezupfen und Geldeinsammeln, wie es sonst oft zu geschehen pflegt, sie suchten sich auch in vielen anderen Dingen für die im Felde stehenden Männer nützlich zu machen. Am 25. April 1861, also etwa 12 Tage nach Ausbruch des Kriegs, traten hundert der angesehensten Damen Newyorks zu einer Centralassociation zusammen und wählten ein Comité, dessen Spitze drei Männer bildeten: der Arzt Wott, der Geistliche Bellows und der Publicist Olmsted. Das Comité unterrichtete sich schnelligst über den Zustand der Sanitätsverpflegung des Heeres und bot dem Chefarzt die Hilfe des Vereins an. Allein es ging ihm anfangs nicht besser wie so manchen anderen Hilfsvereinen; man wies seinen Beistand schroff zurück; ebenso ablehnend verhielt sich die Regierung in Washington. Da erhob sich die Presse und mit ihr die öffentliche Meinung laut und energisch; sie wies auf die mangelhafte Verpflegung der Verwundeten und der kranken

Soldaten so schonungslos hin, daß sich der Verein, nun äußerst populär geworden, bald unter der Bezeichnung „Sanitätskommission der Armee der Vereinigten Staaten“ über alle Staaten der Union ausbreitete und wie ein Staat im Staate seine philanthropische Mission verfolgte. Er versah sich mit einem zahlreichen Heere von Verwaltungsräthen, Sekretären und einer ganzen Schar von Agenten, die bei der Armee aus- und eingingen, wo und wann sie wollten. Die glänzende Freigebigkeit der Patrioten stellte der Sanitätskommission kolossale Mittel zu Gebote, so daß sie nach und nach binnen der 4 Jahre des Kriegs 12 Millionen Dollars an Geld und Geldeswerth verausgabte konnte. Hiermit schaffte sie Material aller Art für die Hospitäler, Ambulancen und Depôts, unterstützte kranke und bedürftige Soldaten mit Geld und Rath, versandte an die Truppen populäre Schriften über die Gesundheitspflege, an die jungen Ärzte chirurgische Lehrbücher etc. Die Magazine der Kommission waren überall in der Nähe des Kriegsschauplatzes errichtet, ihre Wägenkolonnen und Eisenbahntrains hielten in geringer Entfernung vom Schlachtfeld und ihr Personal war bisweilen so schnell auf dem Platze, daß dasselbe in mehreren großen Schlachten schon Tausende von Verwundeten verbunden und untergebracht hatte, bevor noch die Sanitätsbeamten der Regierung mit ihrem Material eintreffen konnten.

Worin aber vor Allem diese Sanitätskommission Großes und Tüchtiges geleistet hat, das sind die zahl- und sinnreichen Vorrichtungen für die Pflege der Verwundeten, ihre Hospital-Eisenbahn-Waggons, ihre Hospitalsschiffe, ihre Barackenhospitäler etc., kurz unzähliges Material, mit welchem sie auf der Industrieausstellung zu Paris 1867 bei der Konkurrenz der internationalen Hilfsvereine wahrhaft glänzend auftrat. In dieser Beziehung haben wir den Amerikanern viel zu verdanken.

Diese von den Amerikanern für die verwundeten und erkrankten Krieger mit ganz besonderem Geschick erfundenen, großartigen Einrichtungen imponirten vor Allen den Franzosen. Der amerikanische Zahnarzt Dr. Evans, der sich seit längerer Zeit in Paris aufhält und dort im Jahre 1867 auf der Industrieausstellung jene amerikanischen Verpflegungsgegenstände in höchst zweckmäßiger Anordnung zur Anschauung brachte, wurde nicht bloß Leibzahnarzt der Kaiserin Eugenie, sondern man berief ihn auch im jetzigen Kriege sofort zur Leitung des Sanitätswesens im Heere. Wenn,

wie fast anzunehmen ist, von Dr. Evans die Hilfsleistung im Felde so sehr nach amerikanischem Muster geregelt wird, daß sich die Franzosen dabei nicht bloß des von ihm empfohlenen, in vieler Beziehung nur dem amerikanischen Kriegsschauplatz entsprechenden Materials bedienen, sondern auch zum Theil die freiere Organisation des Hilfsvereinswesens nach amerikanischem Zuschnitt in Frankreich einführen, so läßt sich wenig Erfreuliches von den Erfolgen dieser Hilfsleistung hoffen. Der Franzos scheint überhaupt kein richtiges Verständniß für die bestimmt ausgesprochenen Grundsätze der Genfer Konvention in das Feld mitzubringen. Von seiner Seite wurde die Konvention insbesondere durch die Anordnung verletzt, daß jeder französische Militärarzt genöthigt ist, die Verwundeten beim Rückzuge der Armee nach der Schlacht, so sehr es ihm möglich ist, mit zurückzuschleppen zu lassen, ja auch selbst für seine Person sich dem Rückzuge anzuschließen. Was soll dieser Befehl bedeuten, wenn Verwundete und Aerzte neutral sind und unter dem Schutze der Konvention stehen? Eine

andere, schlimmere Verletzung der Konvention findet durch die Turcos, diese barbarische Horde, statt, denn die Konvention bestimmte ausdrücklich, daß die Verwundeten auf dem Schlachtfelde vor Mißhandlung geschützt sein sollen. Schließlich wurde auch das die Ambulancen auf dem Schlachtfelde von Metz bezeichnende Signal der Konvention nicht beachtet, indem man auf Verbandplätze und Aerzte schoß. Die Genfer Konvention wird eben nur von wahrhaft gesitteten und ehrlich denkenden Völkern aufrecht erhalten werden können!

Mag es nun auch in der Kriegspraxis der kämpfenden Heere überhaupt sehr schwierig sein, allen denjenigen Anforderungen zu genügen, welche die Stimme der Humanität gebietet, so ist doch immerhin durch die Bestimmungen der Genfer Konvention und die Organisation der Privathilfe die sichere Grundlage gewonnen, auf welcher die civilisatorische Richtung der Neuzeit ihr schönes Werk immer weiter ausbauen kann.

Dr. Bloß.

Neue Bücher.

Kazareth. Ueber die Vorbereitung von Reserve-Kazareth, von F. Esmarck. Berlin, Enslin.

Botanik.

Die Kolanuß. Von sämtlichen vegetabilischen Produkten des tropischen Westafrika nimmt keines eine wichtigere Stelle in der socialen und diätetischen Oekonomie der Negerstämme wie auch als Handelsartikel nach dem Sudan ein, als die Samen von *Kola acuminata* L. Br., einem zur Familie der Sterculiaceen gehörigen Baum. Seit undenklichen Zeiten steht ihr Gebrauch bei der großen Mehrzahl der Volksstämme, welche das Gebiet von Senegambien bis einschließlich Angola bewohnen, in großem Ansehen, und ihre schätzbaren Eigenschaften erheben sie zum Rang eines unentbehrlichen Genußmittels. In den letzten Jahrhunderten hat sich ihr Gebrauch stets vermehrt, so daß sie einen sehr lebhaften Handelsverkehr zwischen den Küstendistrikten und Centralafrika oder Sudan veranlaßten, an welchem sich sowohl heidnische als mohammedanische Händler beteiligten, welche letztere namentlich den Export in entferntere Regionen vermitteln. Neuerdings trifft man die

Nüsse selbst auf den Bazars von Tripolis, Fez und andern Küstenplätzen des Mittelmeeres.

Die Bedeutung der Kolanüsse konnte keinem Europäer entgehen, welcher jene Gegenden betrat; denn wo ein weißer Händler oder ein Eingeborner von Rang einem Häuptlinge einen Besuch abstattete, galt die Darreichung von mindestens einem halben Samen als eine Ehrenbezeugung und Beweis zugesicherten Schutzes. Ebenso bildete die Zusendung einiger Kolanüsse zwischen Häuptlingen die Versicherung freundschaftlicher Beziehungen. In Gegenden, wo der Kolabaum nicht einheimisch und die Samen daher nur von Wohlhabenden genossen wurden, war kein Geschäft ohne vorherige Darreichung von Kolanüssen anzubahnen; und so hoch hielt man von jeher diesen Artikel, daß kein Bräutigam seinen Schwiegervater zur Einwilligung bewegen konnte, wenn nicht den noch so werthvollen Geschenken für Einlösung der Braut eine respektable Quantität Kolanüsse beigelegt war. Kein Priester

brachte ein Opfer dar, ohne vorher eine Anzahl solcher Nüsse erhalten zu haben. Waren zwei Stämme zu dem Punkt gelangt, daß der Ausbruch blutiger Kämpfe in Aussicht stand, so war die Kolanuß oft die Vermittlerin. Auf neutralem Gebiet wurde dann ein Erdhäuschen errichtet und auf diesen zwei rothe Nüsse (von der unten genauer bezeichneten höher geschätzten Sorte) und eine in zwei Stücke getheilte weiße Nuß (hauptsächlich in Timbaktu gebräuchlich und von *Kola macrocarpa* R. Por. abstammend) niedergelegt. Nahm der feindliche Stamm eine der ersteren weg, so galt dies als Kriegserklärung; wurde dagegen die Hälfte der weißen Nuß entfernt, so wurde dies als ein Zeichen friedlicher Gesinnung betrachtet und als Andeutung des Wunsches nach ausgleichenden Verhandlungen. Endlich ist zu bemerken, daß jeder scheidende Gast von seinem Wirth mit einer Gabe von Kolanüssen geehrt wurde.

Die Portugiesen, Holländer und später die Engländer, welche Afrika bereisten, gewöhnten sich bald an dies Genussmittel und lernten es schätzen. Es vermehrt und regelt den Appetit und läßt die schädlichen klimatischen und sonstigen Einflüsse leichter ertragen. Lopez, einer der ältesten portugiesischen Reisenden, nennt die Kolanuß durstlöschend und rühmt, daß sie das Trinkwasser verbessere und eine spezifische Wirkung auf die Leberfunktion ausübe, also auf jenes Organ, das den in den Tropen lebenden Europäern viel zu schaffen macht. Nach Jerome de Sorento wirkt die Kolanuß schlafmindernd, was sie besonders den Eingebornen schätzbar macht, die dadurch zur Verlängerung ihrer nächtlichen Dorgien befähigt werden.

Die einheimische Benennung der Kolanuß ist Makatso oder Makasso, die Bezeichnung Kola wird nur von Händlern gebraucht. Im Sudan und in Foula nennt man die Nüsse Guru oder Goro, woraus die Eingebornen der Küste, die das r nicht aussprechen können, Kola gemacht haben.

Die Engländer breiteten den Handel mit Kolanüssen in Afrika weiter aus, die Einführung der Nüsse in die nördlichen Reiche Afrika's dürfte aber wohl erst in späterer Zeit geschehen sein, denn der Verkehr mit den Negerstämmen war ein nur unbedeutender vor ihrem Uebertritt zum Mohammedanismus, den die arabischen oder maurischen Eindringlinge vermittelten. Lyons und neuere Reisende geben die ersten ausführlichen Berichte über die Kolanüsse, welche von Dagumba, Ashanti und andern Negerländern

in Bündeln, die mit Blättern umhüllt sind, auf die Märkte von Murzuk gebracht werden. Die Blätter werden von Zeit zu Zeit angefeuchtet und halten dann die Samen frisch; auch die Karawanen, welche den Verkehr von den Küstendistrikten nach Kano und andern Märkten Centralafrika's unterhalten, bedienen sich der Blätter einer *Phrynium*-Art oder anderer saftreicher Pflanzen zum Verpacken der Kolanüsse. Denn es ist bekannt, daß die letztern durch Austrocknen und Nuztligwerden ihren Werth großentheils einbüßen und dann unter dem Namen Kowda in Tripolis nur zu viel niederen Preisen abzusetzen sind. — Die günstigen Erfolge, die der Gebrauch der Kolanüsse auf die Neger in ungesunden Gegenden äußert, hat auch die Einführung des Kola baums auf Mauritius, verschiedenen westindischen Inseln, nach Brasilien, Mexiko und andern ausgedehnten Strecken des amerikanischen Kontinents, wo viele Neger leben, veranlaßt. Wie bereits bemerkt, unterscheidet man die werthvollen rothen und die geringeren weißen Kolanüsse, von denen besonders die ersteren in Europa bekannter sind.

Die Frucht des Kola baums ist eine fünfjährige Kapsel von der Größe einer Citrone; jedes Fach enthält einen nierenförmigen Samen, von der Größe einer kleinen Kastanie, von röthlichvioletter Farbe, innen blasser, und von fleischig kerniger Konsistenz; der Geschmack ist schwach bitter, nicht unangenehm, ohne alles Herbe. Der wirksame Bestandtheil ist ohne Zweifel das Kaffein, welches sich zu zwei Procent in den Nüssen findet und dieselben also unserm Kaffee und Thee unmittelbar an die Seite stellt. Die Kolanuß unterscheidet sich aber von diesen durch den Mangel an adstringirenden Stoffen. Sie wird in Afrika nur als Raummittel benutzt, und es ist daher keine Aussicht, daß sie bei uns sich einbürgert; sie bietet aber insofern ein großes Interesse, als sie die Thatsache bestätigt, daß das Bedürfnis kaffeinhaltiger Genussmittel in der einen oder andern Form sowohl für den Europäer, Amerikaner und Asiaten, wie auch für den Afrikaner Geltung hat.

Die Vegetation am Altai. Die Wachstumsperiode, in welcher die physiologischen Prozesse der Pflanzen vor sich gehen, ist am Altai viel kürzer als unter demselben Breitengrade in Europa. Nach den in Brüssel und in Wladiwostok (Gouvernement Woronesch) gleichzeitig angestellten Beobachtungen ergibt sich, daß sich in Belgien die Blätter an denselben Baumarten

40 Tage früher entfalten und 26 Tage länger auf den Bäumen bleiben, als dies in Woronesch der Fall ist. Diese zweimonatliche Differenz der Vegetationsperiode, sowie die außerordentliche Kälte der Winter muß für die Flora des Altai von großer Bedeutung sein; und hierin haben wir z. B. die Ursache zu suchen, daß daselbst fast gar keine Obsthäuser vorhanden sind, und die angepflanzten Aepfelbäume fast Jahr für Jahr durch den Frost leiden (Weselowsky, Ueber das Klima Rußlands). Dieselben Momente bedingen auch die sonstige Armuth der dortigen Flora an verschiedenen Pflanzenformen; eine Armuth, welche namentlich hervortritt, wenn man die Flora jenes Gebietes mit der Deutschlands vergleicht. Nach Ledebour verhält sich die Anzahl der in Deutschland wildwachsenden Pflanzen zu der dem Altai eigenthümlichen wie 7:4, obgleich beide Länder fast unter denselben Breitengraden liegen und auch in Bezug auf Terrainbildung große Ähnlichkeit besitzen. Mit Ausnahme der Meldegewächse (Chenopodiaceae), welche der großen Salzsteppen wegen im Altai

viel reicher vertreten sind als in Deutschland, sind auch alle Pflanzenfamilien ärmer an Repräsentanten. Dies gilt namentlich von den Laubbülzern. So treten die Linden und Erlen nur an einzelnen Orten als seltene Waldbäume auf und die Ahorne sollen ganz fehlen. Dafür hat der Altai viele, zum Theil sehr schöne und ihm eigenthümliche Straucharten, so den Erbsenbaum (Caragana arborescens) und die tatarische Heckenrösche (Lonicera tatarica), beides Pflanzen, welche bei uns vielfach in Gärten kultivirt werden.

Bambus. Bei Tours, Maron und Angers hat man Bambus angepflanzt; derselbe gedeiht sehr gut. Er hat nicht allein den letzten, sondern auch den vorletzten Winter bei einer Kälte von 15° C. ausgehalten. Verschiedene Arten kommen sogar bei Paris sehr gut fort. Der Akklimatisationsgarten hat im vorigen Jahre mehrere hundert Stämme verkauft. Besonders vortheilhaft scheint es, die Böschungen der Eisenbahnen damit zu bepflanzen. (Vergl. Widerstandsfähigkeit der Palmen, Bd. V, S. 706.)

Nekrolog.

Ruprecht, Franz, bekannter Naturforscher, Mitglied der I. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, besonders verdient um Erforschung der Vegetationsverhältnisse Ruß-

lands, geboren 1814 zu Freiburg in Baden, † am 4. August in Petersburg.

Mineralogie und Geologie.

Nekrolog.

Dollfuß-Ausset, Daniel, Bruder des berühmten Fabrikanten Jean Dollfuß in Mülhausen, früher ebenfalls Industrieller, neuerdings berühmt durch seine Betheiligung an Gleitscher-Studien, † Anfang August in Mülhausen. Er lieferte ein verdienstvolles Werk: „Matériaux pour l'étude des glaciers“, Paris 1864—66, 5 Theile.

Schlönbach, Urban, Sektionsgeologe der I. I. geologischen Reichsanstalt, Professor am deutschen Polytechnikum in Prag, † am 13. August zu Bereska in der Militärgränze.

Neue Bücher.

Ehrenberg, C. G. Ueber die wachsende Kenntniß des unsichtbaren Lebens als festsbildende Bacillarien in Californien. Berlin, Dümmler.

Handel und Verkehr.

Die britische Rhederei. Eine dem britischen Parlament vorgelegte Specialstatistik über die Rhedereiverhältnisse läßt deren gegenwärtigen Zustand und die vorangegangene Entwicklung in

wünschenswerther Deutlichkeit und Vollständigkeit erkennen.

Das Verhältniß der in den Häfen des Vereinigten Königreichs mit Ladungen an-

gekommene britischen und fremden Schiffe war:

| | unter fremder Flagge Tons | unter brit. Flagge Tons |
|--------------|------------------------------|----------------------------|
| 1841 | 5,525,429 = 73,4 % | 2,000,156 = 26,6 % |
| 1851 | 8,535,252 = 63,4 % | 4,936,125 = 36,6 % |
| 1861 | 13,149,545 = 60,0 % | 8,775,438 = 40,0 % |
| 1868 | 20,474,621 = 69,8 % | 8,850,055 = 30,2 % |

Der Schiffahrtsverkehr hat sich also in den letzten drei Jahrzehnten beinahe vervierfacht, und zwar sowohl in Rücksicht der nationalen wie der fremden Flaggen. Nachdem in der ersten Zeit nach Aufhebung der Navigationsakte die Vetheiligung der fremden Schiffe sich beträchtlich gehoben hatte, ist dieselbe seitdem wieder relativ geringer geworden, wozu die steigende Bedeutung der Dampfschiffahrt, bei welcher England bekanntlich große natürliche Vorzüge zur Seite stehen, wesentlich beigetragen hat.

Der Tonnengehalt der in britischen Häfen angekommenen Dampfschiffe (mit Ladung und in Ballast) betrug nämlich:

| | unter brit. Flagge Tons | unter fremder Flagge Tons | davon französische Tons | davon hanseatische Tons |
|--------------|----------------------------|------------------------------|----------------------------|----------------------------|
| 1851 | 1,895,076 | 331,694 | 298 | nicht specif. |
| 1861 | 4,660,741 | 813,443 | 62,435 | 339,975 |
| 1867 | 10,892,205 | 1,782,352 | 242,762 | 811,466 |

Der Umfang der gesammten britischen Rhederei — im Vereinigten Königreich und in den britischen Besitzungen — wird angegeben:

| | | davon Dampfschiffe |
|----------|----------------|--------------------|
| 1841 auf | 3,512,480 Tons | 104,845 Tons |
| 1851 = | 4,332,085 = | 204,654 = |
| 1861 = | 5,895,369 = | 561,023 = |
| 1868 = | 7,236,916 = | 977,292 = |

Bei den Vergleichen der Rhedereibestände ist übrigens zu beachten, daß durch veränderte Schiffsvermessungsweise seit 1855 der Tonnengehalt sich bei Segelschiffen um etwa 7,6 % und bei Dampfschiffen um etwa 13 % niedriger gestellt hat, als er bei Fortdauer der früheren Messungsmethoden sich ergeben hätte.

Der Bestand der Rhederei des Vereinigten Königreichs (ohne die Besitzungen) wird in den darüber geführten Registern für Ende 1868 angegeben:

| | | | |
|----------------------|--------|-------------|-----------------|
| Segelschiffe | 24,701 | Schiffe von | 4,798,178 Tons, |
| Dampfschiffe | 2,934 | = | 900,596 = |
| zusammen | | 27,635 | = = 5,698,774 = |

Im Jahr 1868 waren im Vereinigten Königreich an Schiffen neu erbaut worden für britische Rechnung 316,197 Tons, für fremde Rechnung 46,131 Tons.

Ein Vergleich des britischen und französischen Schiffahrtsverkehrs und Rhedereibestandes in den beiden Jahren 1858 und 1867 zeigt das unten erwähnte Resultat. Es sind dabei nur beladene Schiffe gerechnet, die angekommenen und abgegangenen Schiffe aber zusammengenommen. Die Rhederei der britischen Besitzungen ist nicht zugezählt. Fischerfahrzeuge nicht außer Betracht geblieben.

| | Frankreich | | Großbritannien | |
|--|--------------|--------------|----------------|--------------|
| | 1858 Tons | 1867 Tons | 1858 Tons | 1867 Tons |
| Schiffahrtsverkehr mit dem Auslande: | | | | |
| nationale Flagge | 2,218,199 | 3,086,518 | 7,445,123 | 14,881,526 |
| fremde Flaggen | 3,706,307 | 6,333,036 | 6,993,157 | 7,771,324 |
| zusammen | 5,924,506 | 9,419,554 | 14,438,280 | 22,652,850 |
| Schiffahrtsverkehr einschließlich Kolonien und Küstenfahrt | 12,784,368 | 14,928,622 | 50,316,553 | 65,037,056 |
| Rhedereibestand | 1,049,844 | 1,048,679 | 4,587,893 | 5,670,350 |
| davon Dampfschiffe | 66,587 | 133,158 | 451,047 | 899,361 |

Der bedeutend größere Aufschwung der britischen Schiffahrtsinteressen im Vergleich mit den französischen tritt aus dieser Zusammenstellung deutlich hervor. Die letztverflossenen 2 Jahre werden darin eine wesentliche Umgestaltung nicht bewirkt haben.

Merkwürdig ist auch, einen wie großen Antheil die britische Flagge im direkten Verkehr zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten in letzter Zeit erlangt

hat, während die amerikanischen Schiffe sehr abgenommen haben. Denn das Verhältniß der hierbei beteiligten Flaggen war:

| | 1858 Tons | 1868 Tons |
|---------------------------------|--------------|--------------|
| britische Schiffe | 857,250 | 2,103,872 |
| amerikanische Schiffe | 1,592,939 | 714,423 |
| fremde Schiffe | 91,199 | 355,696 |

Die Bemannung der Handelsmarine des Vereinigten Königreichs ohne Zurechnung der Kapitane im Ganzen und nach der Nationalität war:

| Bemannung im | 1851 | 1860 | 1865 | 1868 |
|--------------------|---------|---------|----------|----------|
| Ganzen . . . | 141,937 | 171,592 | 197,643 | 197,502 |
| davon Fremde . . . | 5,783 | 14,280 | 20,280 | 20,263 |
| | (4,2 %) | (9 %) | (11,4 %) | (11,4 %) |

Im Jahr 1854 kamen durchschnittlich bei den Segelschiffen auf 100 Tons 4,17 Mann und 1868 nur 3,28 Mann Besatzung ohne Einrechnung des Kapitäns; für Dampfschiffe war das durchschnittliche Verhältniß 7,47 Mann im Jahr 1854 und nur 5,29 Mann im Jahr 1868.

Im Jahr 1868 wurden für im Auslande zurückgelassene 6762 dürftige britische Seeleute im Ganzen verwendet 37,736 Pfd. Sterl., davon 33,355 Pfd. Sterl. für Staatsrechnung. Unter den 6762 unterstützten Seeleuten befanden sich 3610, die wegen Schiffbruchs auswärts geblieben waren. 3368 Seeleute wurden auf Kosten der Staatskasse zurückbefördert, 2987 nahmen auswärts wieder Dienste, die übrigen blieben zu Ende des Jahres im Hospital zc.

K r i e g s w e s e n .

Das moralische Element im Kriege. Nicht die materiellen und physischen Kräfte sind es, welche im Kriege entscheiden, sondern die Ueberlegenheit auf geistigem Gebiete: die Feldherrnkunst, welche einen genialen Kriegsplan nicht bloß zu entwerfen, sondern auch durchzuführen versteht, die Geschicklichkeit und Selbstständigkeit der höheren Truppenführer, die auf eigene Verantwortung zu handeln fähig sind, die Intelligenz im Heere durch alle Grade bis in die Klasse der Gemeinen, wie sie nur die allgemeine Wehrpflicht, welche alle Stände in den Reihen der Krieger vereinigt, verbreiten kann — endlich aber und vor Allem das moralische Element, das in der Armee lebt.

Darunter ist nicht nach dem eigentlichen Begriff des Moralischen die Sittlichkeit zu verstehen, sondern der gute, echt soldatische Geist, die unerschütterliche Disciplin, die Treue zum Fürsten und zur Fahne, die Hingebung und Opferfreudigkeit für das Vaterland, das starke Gefühl der Waffenehre, das den Willen erzeugt, sie unbesiegt zu erhalten, die Standhaftigkeit auch in den mißlichsten Lagen. Wo diese Tugenden in einer Truppe leben, da wird sie des höchsten Aufschwungs fähig sein, und ein Heer, in welchem das moralische Element wie ein bleibendes Erbtheil gehütet und gepflegt wird, ist des Sieges, so weit dafür im Voraus eine Bürgschaft gegeben werden kann, gewiß.

Napoleon I. hat das ausgesprochen: „Im Kriege entscheidet das Moralische“, wie oft ist seine Aeußerung wiederholt worden, deren Wahrheit sich schon lange vor ihm in allen Kriegen bekundet hat. Noch ein Ausspruch von ihm wird angeführt, wir wissen nicht, wo und ob er ihn gethan hat, er soll das Verhältniß der physischen zur moralischen Kraft wie 3 : 1

angeschlagen haben. Berechnen lassen sich aber diese Faktoren nicht, welche an sich doch nicht immer dieselben sind. Napoleon hat es aber verstanden, das moralische Element in seinem Heere zu beleben und zu erhalten, bis zur letzten Schlacht seiner Herrschaft. Auch in der jetzigen französischen Armee, wie wir kürzlich dargestellt, sind alle Hebel in Bewegung gesetzt worden, das moralische Element zu steigern. In deutschen Heeren verschmähmt man in dem gleichen Streben manches Mittel, das dort auf den französischen Charakter berechnet ist und darum wirkt, für unsere Verhältnisse, für unser Volk aber nicht paßt — und die preussische Armee, seit die allgemeine Wehrpflicht sie zu dem „Volk in Waffen“ gemacht hat, besitzt auch ohne jene auf Eitelkeit, Eigennutz und ehrgeizige Ueberhebung berechneten Mittel ein so hohes moralisches Element, daß sie den Franzosen darin nicht nachsteht. Der jetzige Krieg scheint eher ein Uebergewicht desselben bei uns zu bezeugen.

Es ist auf dem Schlachtfelde, wo sich diese geistige Macht am glänzendsten bekundet, doch bleibt sie auch hier ein psychisches Räthsel, das sich oft gar nicht erklären läßt, des Führers schärfste Waffe, die nur die Gewalt, welche seit Entstehung des Menschengeschlechts ein starker und hoher Geist auf die große Masse übt, zu großen Erfolgen gebrauchen kann. Alles, was dazu dient, diese geheimnißvolle Kraft zu erhalten und zu steigern, soll der Führer anwenden. Wie sehr auch im Frieden das moralische Element, das sich auf die Disciplin stützt, genährt wird, im Ernst des Krieges macht sich die menschliche Natur, der Trieb der Selbsterhaltung, das Grauen vor den Schrecken der Vernichtung immer wieder geltend. Thibault sagt in seinem Handbuche über den Dienst des

Generalstabes offen von der französischen Kavallerie: „Unter hundert Reitern, ohne Auswahl genommen, gibt es nur 25—30, welche, Herren ihrer Pferde und Waffen, elektrisirt durch den Moment, gleichgültig gegen das, was kommen mag, frisch attackiren und sich nicht mit Pariren der feindlichen Streiche abgeben, sondern nur immer selbst hauen: diese Leute sind es, welche die Affairen entscheiden. Nach ihnen findet man ziemlich von gleicher Zahl eine zweite Klasse von Leuten, welche, wenn sie es ohne Risiko thun können, ebenfalls einige Säbelhiebe aus-theilen, die aber vor Allem suchen, diejenigen zu pariren, von denen sie bedroht sind. Endlich die übrigen, in Verlegenheit mit sich selbst und mit ihren Pferden, immer zum Zurückweichen geneigt, denken nur an ihre Sicherheit, sind kaum im Stande, einige Hiebe zu pariren und lauern nur auf den Moment, allen Gefahren zu enttrinnen, die ihre Schwäche übertreibt!“

Es könnte uns ja sehr lieb sein, wenn es so in der französischen Kavallerie stände, die unsrige, in welcher ein besserer Reitergeist lebt, würde dann leichtes Spiel mit ihr haben. Wir halten aber das ganze naive Geständniß für übertrieben. Feiglinge gibt es in jeder Truppe, daß sie aber die Hälfte des Ganzen ausmachen sollten, läßt sich nicht denken. Auch ist grade von dem „Elan“ der französischen Kavallerie, welcher ihren Angriff trotz ihres schlechten Reitens furchtbar mache, viel Gerede gewesen. Die Tapferkeit der Kürassiere unter dem ersten Napoleon war sprüchwörtlich geworden, es hieß: brave comme un cuirassier. Bei Aspern griffen sie die österreichischen Carrés, von denen sie keines sprengen konnten, wiederholt mit einer solchen Beharrlichkeit an, daß nach der Schlacht von den Gefallenen 3000 Kürasse zu einer Siegespyramide auf der Wahlstatt gesammelt werden konnten. Ebenso wiederholten Milhauds und Kellermanns Kürassiere bei Waterloo ihre hoffnungslosen Angriffe auf die Engländer mit unvergleichlicher Tapferkeit stets von Neuem, so daß sie den Briten wegen ihrer furchtbaren Verluste zuletzt förmlich leid thaten und man bei einer neuen Attacke in den Vierecken Stimmen hörte: „Da kommen die armen Narren wieder!“

Das wirksamste Mittel, im Gefecht das moralische Element zu entzünden, ist das heldenmüthige Beispiel der Führer, welche in Gefahr und Tod vorgehen. Wir sprechen hier nicht von dem Oberbefehlshaber, dem Feldherrn. Sein Platz ist nicht im Kampfgetümmel,

sondern da, wo er die Schlacht überschauen und leiten kann. Wenn der Feldherr, von persönlicher Kampflust getrieben, den Kommandostab wegwirft, sich gezogenen Schwerts an die Spitze vorgehender Truppen setzt und in das Gefecht stürzt, da hat er seine hohe Aufgabe aus den Augen verloren, er gibt die obere Leitung auf und überläßt die Truppen in den Wechselfällen des Gefechts sich selbst. Der momentane Effekt, die Begeisterung der Abtheilungen, an deren Spitze er sich setzt, kann für die verlorene Schlachtlenkung nicht entschädigen. Freilich ist es oft genug geschehen, aber meist nur, wenn der Feldherrnstab schon den Händen des Höchstkommandirenden unmerklich entglitten war und dieser, weil er seine Truppen nicht mehr in der Gewalt hatte, für seine Person in der Theilnahme am Kampfe eine Art von Genugthuung fand.

Etwas Anderes ist es in großen Momenten, wenn die Wagschaale des Sieges sich auf unsere Seite neigt und der letzte vernichtende Schlag mit Anspannung auch aller moralischen Kräfte geführt werden soll, oder wenn eine gefährliche Krisis eintritt, die eigenen Truppen ermatten und ansagen zu versagen, dann genügt es dem Oberfeldherrn, mit vorleuchtendem Beispiel sich persönlich auf dem Punkte der Entscheidung an die Spitze der Truppen zu stellen. So führte der Erzherzog Karl bei Aspern, die Fahne in der Hand, seine Reserve von Grenadiern vor, da, wo der Feind durchbrechen wollte; so starb der greise Schwerin, persönlich die zurückweichenden Truppen von Neuem zum Sturm auf die Höhen führend, den Heldentod; so setzte sich König Wilhelm von Preußen bei Königgrätz an die Spitze seiner Kavallerie, als diese durch die nach stundenlangem Ringen endlich siegreiche Infanterie vorbrach, um die Niederlage des Feindes zu vollenden. Wir könnten diese Beispiele noch bedeutend vermehren. In solchen Momenten wird durch die Erscheinung des Oberfeldherrn das moralische Element der Truppen, mag es durch Erfolge gehoben oder durch ein bis dahin ungünstiges Gefecht erschüttert sein, zu einer Begeisterung entzündet, welche den höchsten Siegespreis, auch unter den schwersten Opfern, erringt. Weichende Truppen können oft durch einen kurzen Mahnruf zur augenblicklichen Umkehr, zum ungestimmten Draufgehen bewogen werden, wie Cäsar einst seine Krieger, die schon zurückwichen, durch das einzige Wort: *Quirites!* welches sie erinnerte, daß sie Römer seien, beschämte und zu erneutem Kampfe anfeuernte, den endlich der Sieg krönte.

Clausewitz in seinem berühmten Werke „Vom Kriege“ schildert das Ideal des moralischen Elements ebenso treffend als schön: „Ein Heer, das im zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht erschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühle seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht wie ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches von allen diesen Pflichten und Tugenden durch einen kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung durchdrungen ist, nämlich die Ehre seiner Waffen — ein solches Heer ist von wahren kriegerischen Geiste befeht“.

Aber nicht im Gefecht allein, wo die Aufregung und Kampflust die Truppen hinreißt, zeigt sich die Macht des moralischen Elements, das in ihnen lebt, sondern auch im Verlaufe der ganzen Kriegsoperationen, wo dasselbe oft auf harte Proben gestellt wird. Hier hat es keine Gelegenheit, sich durch Thaten zu bewähren, sondern durch Standhaftigkeit im Ertragen der Mühen und Beschwerden, der namenlosen Entbehrungen, welche im Kriege oft eintreten, der Leiden, welche er mit sich bringt. Angestrengte Märsche, oft im schlimmsten Wetter auf grundlosen Wegen oder bei entnervender Hitze, Bibouaks in Regennächten, mangelnde Verpflegung, da zuweilen auch die besten Anstalten zur Verproviantirung wegen fehlender Transportmittel, wie in Böhmen 1866, nicht immer die Vorräthe heranschaffen können, körperliche Leiden und manche andere Dinge sind schwere Prüfungen für das moralische Element, um so ruhmvoller, wenn es sich auch dann bewährt, es hilft auch die körperliche Kraft aufrecht zu erhalten und Elend und Mühsal bis zu einer ungläublichen Höhe zu ertragen, während Truppen, denen jener Geist fehlt, nur zu bald den Drangsalen erliegen. Am 6. August 1870 war das preussische Leibregiment fünf Stunden auf dem Marsche gewesen, dessen Direktion der Kanonendonner bei Saarbrücken vorschrieb, und auf dem Schlachtfelde angekommen, ging es unmittelbar zum Sturme auf die für uneinnehmbar gehaltenen verschanzten Höhen von Spicheren. Französische Offiziere hatten hohn-

lächelnd herabgesehen, als die Preußen diese steilen felsigen Höhen unter dem verheerendsten Feuer stürmten, zweimal wurde der Angriff auch zurückgeschlagen, aber zum dritten Male gelang er und die Franzosen räumten ihre Stellung in wilder Flucht. Das tapfere Regiment hatte einen ungeheuren Verlust an Todten und Verwundeten, aber es hatte gesiegt: bedarf es eines schöneren Zeugnisses für das moralische Element der preussischen Truppen, das sich auch auf den andern Schlachtfeldern glänzend bewährt und selbst die Anerkennung des Feindes gefunden hat? In dem Briefe eines französischen Offiziers, der mit andern in preussische Hände gefallen war, steht: „Der Elan der Preußen ist fulminant!“ Es mag freilich der Armee, welche bisher in allen Kriegen gewohnt war, anzugreifen und durch die stürmische Gewalt dieses Angriffs zu siegen, imponirt haben, daß jetzt die Deutschen immer die Angreifenden waren und ihre Gegner dadurch von Anfang an in die Rolle der Vertheidigung setzten. Berichte einzelner Mitkämpfer behaupten schon, daß die heutigen Franzosen nicht mehr die von 1855 und 1859 seien, daß ihr moralisches Element bedeutend gelitten habe, daß sie nicht mehr freudig ins Gefecht gingen und wenn dies eine ungünstige Wendung nehme, statt einen geordneten Rückzug anzutreten, bald in völlige Auflösung geriethen. Was ein österreichischer Berichterstatter für die preußenfeindliche „Wehrzeitung“ über den Rückzug oder vielmehr die Flucht des Mac Mahonschen Corps als Augenzeuge schildert, scheint jene Behauptungen zu bestätigen. Im Allgemeinen können wir aber nicht an einen Verfall des moralischen Elements bei den Franzosen glauben. Wie sollte das zugegangen sein! Sie haben sich ja doch auch in allen Gefechten gut geschlagen und uns die Siege theuer erkaufen lassen. Noch im letzten Moment bei Wörth, als die Schlacht bereits so gut wie verloren war, und Mac Mahon jene sechs Schwadronen noch nutzlos attackiren ließ, ritten die Tapferen unverzagt in das feindliche Kreuz- und Schnellfeuer hinein, wo sie in wenig Minuten fast vernichtet wurden. Ihr Oberst, verwundet und gestürzt, wurde gefangen und bekam den Weinkrampf über das Unglück der französischen Waffen. Wir erklären uns jene Erscheinungen durch die Einwirkung, welche das Unglück immer auf Denjenigen macht, welcher zeitlebens nur an Glück gewöhnt war, durch das erschütterte Vertrauen in die Heeresleitung sowohl, als in die eigenen Führer

— dies ist allerdings eine der gefährlichsten Klippen für das moralische Element. Standhaftigkeit im Unglück ist überhaupt dem sanguinischen Charakter der Franzosen fremd und gegen die rathselhafte Gewalt eines panischen Schreckens, der auch die besten Truppen zuweilen erliegen können, mögen vielleicht keine so wenig gestählt sein als die französischen. Die Alten schrieben dies plötzlich entwerbende Grauen dem Gotte Pan zu, der mit der dämonischen Gewalt seiner furchtbaren Stimme zuweilen die Sterblichen mit Entsetzen füllte und Kämpfer in die Flucht trieb. Sein Name ist der „Panik“ verblieben, die zwar nicht mehr übernatürlich erklärt wird, doch aber zuweilen keinen rechten realen Grund hat. Die Kriegsgeschichte erzählt viele Beispiele, daß Truppen, welche sich unvergleichlich geschlagen, oft durch einen bloßen Wahn erschreckt, oder durch irgend ein unerwartetes Ereigniß verwirrt, plötzlich in wilde Flucht sich aufgelöst haben. In einem Heere aber, das von einem zuverlässigen, allen Wechselfällen des Krieges gewachsenen moralischen Elemente besetzt ist, werden solche verhängnißvolle Momente nur selten eintreten und die Truppen, welche sich schwach gezeigt, bald genug sich wieder finden und vor Begierde brennen, ihren Kleinmuth durch Waffenthaten vergessen zu machen. Der Krieg von 1870 wird hoffentlich bei den deutschen Armeen keinen einzigen Fall eines panischen Schreckens auch nur bei einer kleinen Abtheilung bemerken lassen.

R. G. v. Berner.

Fehdort und Waffengebrauch. Um sich ein klares Bild von dem Verlaufe der Gefechte und Schlachten zu machen, den eigentlichen Kampf der Streiter nicht für ein bloßes wüthes Beschießen, Auseinanderlosgehen, Hauen und Stechen zu halten, muß man eine richtige Vorstellung von der Kampfweise der Truppen haben. Die Taktik unterscheidet geschlossene und aufgelöste (geöffnete, zerstreute) Kampfordnung, und in beiden das Feuergefecht und den Kampf mit der blanken Waffe.

Die Infanterie, als die selbstständigste Truppengattung, sowohl der Zahl als der Bedeutung nach die Hauptwaffe der Heere, kämpft sowohl geschlossen als zerstreut, mit Feuer und Bajonnet. Die Kavallerie sucht ihre größten Erfolge im geschlossenen Angriff und in der Gewalt der blanken Waffe, aber sie macht unter Umständen auch Angriffe in aufgelöster Ordnung, z. B. bei der Verfolgung — das Feuer-

gefecht, obwohl sie auch Feuerwaffen hat, ist nicht ihr Element, und der Gebrauch der letztern dient nur Nebenzwecken. Die Artillerie, welche nur das Feuergefecht führt, hat ihre eigene Fehdort, welche nicht in die oben erwähnten Kategorien paßt. Sie kann ihre Geschütze zum Feuern nicht dicht neben einander, sondern muß sie mit gewissen Zwischenräumen aufstellen; ihre Kampfordnung ist also keine geschlossene, sondern stets eine geöffnete Linie. Zum Kampf mit der blanken Waffe ist sie nicht ausgerüstet; nur die reitende Artillerie, welche Kavalleriejägel hat, kann in Momenten der Nothwehr gegen einen feindlichen Angriff ihre Bedienungsmannschaft geschlossen formiren und sich durch einen Gegenangriff vertheidigen; indessen ist das immer ein Uebelstand, da es Leute kostet, welche die Batterie so nöthig braucht; und die Bedeckung von andern Truppen, die der Artillerie stets zugetheilt ist, soll es als eine Ehrensache ansehen, dieselbe in allen Gefechtslagen zu schützen. Wir lassen die Artillerie außer unserer Betrachtung und wenden diese nur den beiden andern Truppengattungen zu.

Die Infanterie eröffnet ihr Gefecht stets mit einem Theil in aufgelöster Ordnung, während die übrigen Abtheilungen geschlossen bleiben, bis der Moment für sie kommt, in den Kampf einzugreifen. In größern Gefechten und Schlachten werden die Streitkräfte in Treffen oder Kampflinien hinter einander aufgestellt, meist zwei mit einem Abstände von 3—500 Schritt; weiter zurück steht die Reserve, bestimmt, während des Gefechts die nöthig werdenden Verstärkungen zu geben und schließlich die Entscheidung durch ihre noch frischen Kräfte zu bewirken, im Siege die Verfolgung zu übernehmen und im ungünstigen Falle den Rückzug zu decken, damit derselbe in Ordnung geschehen kann und nicht in Flucht ausartet.

Die Infanterie entwickelt sich zum Gefecht in Kolonnen, welche bei den deutschen Heeren auf die Mitte der Bataillone gebildet werden; diese Kolonnen haben zwischen sich so viel Abstand, daß sie zur Linie deployiren können. Nicht deshalb aber sind sie allein so weit auseinander gezogen, sondern um mit dem Ganzen eine ausgedehntere Frontbreite einzunehmen und weniger vom feindlichen Geschützfeuer zu leiden. Denn ganze Treffen werden nach der heutigen Schlachtentaktik nicht mehr zu einer zusammenhängenden dünnen Linie entwickelt. Es gab eine Zeit, in welcher diese Formation die einzige Schlachtordnung war, daher man diese Zeit auch die

der Lineartaktik genannt hat. Sie begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts, erreichte ihren Höhepunkt nach der Abschaffung der Pike bei der Infanterie und dauerte bis zu den französischen Revolutionskriegen, bei den deutschen Heeren trotz mancher schlimmen Erfahrung sogar bis in unser Jahrhundert hinein. Die Kolonne wurde zum Gefecht gar nicht mehr angewendet. Schon in der Schlacht bei Meerwinden 1693 avancirten 29 französische Bataillone in zusammenhängender Linie zum Angriff, sie waren freilich noch in 6 Glieder formirt und nahmen daher keine so große Frontbreite ein als später, nachdem die viergliedrige, bei den Preußen sogar dreigliedrige Stellung eingeführt worden. In Friedrichs des Großen Schlachten war die Schlachtordnung immer in Linie; so avancirte die Infanterie gegen den Feind, und wenn sie auf 150 Schritt herangekommen war, eröffnete sie ihr Pelotonfeuer. Der König sagt in seiner Instruktion: „Die ganze Gewinnung der Bataille kommt darauf an, daß man nicht ohne Ordre stille steht, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und Chargirt (feuert); und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preußische Infanterie unüberwindlich macht, so muß den Leuten wohl imprimirt werden, daß, wenn der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewisster Vortheil ist, mit gefülltem Bajonnet in selben hinein zu dringen, alsdann der König davor repondirt, daß Keiner widerstehen wird“.

Ist diese Lehre des großen Königs, wenn sich auch die Fechtart der Infanterie geändert hat, nicht bis auf unsere Tage wie ein Ertheil in der preußischen Armee bewahrt worden und hat sie sich nicht auf den neuesten Schlachtfeldern wieder bewährt? Als die Franzosen am 18. August hinter Metz aus ihrem letzten starken Vertheidigungsabschnitte mit allem Feuer nicht zu vertreiben waren, griff sie das pommersche Armeecorps unter General von Franseck, der bei Königgrätz den langen, furchtbaren Kampf in dem Walde von Maslowid gegen die Uebermacht geführt hatte, mit dem Bajonnet an, erstürmte die Position und warf den Feind ganz nach Metz zurück. Freilich fand auch ein anderer Grundsatz Friedrichs des Großen hier neue Geltung: „Bei einer solchen Gelegenheit kommt es nicht auf die Zahl der Todten an, sondern auf den Platz, den man gewonnen hat“. — Nächst der Kolonne war auch das zerstreute Gefecht ganz aus der damaligen Taktik verschwunden,

Bajonnetangriffe, obgleich sie der König, wie wir gesehen, sehr empfohlen hatte, kamen selten vor, weil das Feuer auf Kommando aus geschlossener Ordnung Alles entschied. Denke man sich zwei Linien auf 150 Schritt frei, ohne alle Deckung einander gegenüber stehend im Feuer, so kann man sich einen Begriff machen, wie mörderisch die Schlachten waren, im Verhältniß der Streiterzahl vielleicht blutiger als die heutigen, trotz der verbesserten Feuerwaffen, weil das Terrain besser benutzt wird. In der Schlacht bei Leuthen kamen auf die Gefechtsstunde 3750 Todte und Verwundete. Berechne man danach das Verhältniß zu der zwölfstündigen Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August 1870.

Die Fechtweise der Infanterie hat sich bedeutend verändert, seit die Kolonne als vorherrschende Gefechtsformation und das zerstreute Gefecht mit derselben in Verbindung eingeführt ist, mit der Verbesserung der Feuerwaffen, hat die zerstreute Fechtart, unterstützt durch kleinere Kolonnen, eine immer größere Anwendung gefunden. Diese kleinern Kolonnen — bei den deutschen Heeren, auch bei den Russen, Kompagniekolonnen, bei den Oesterreichern, deren Kompagnien schwächer sind, Divisionskolonnen von 2 Kompagnien — werden aus dem ersten Treffen der Infanterie vorgeschickt, in der Vertheidigung, um die vordere Vertheidigungslinie zu besetzen, im Angriff, um gegen die des Feindes unter Benützung aller deckenden Terraingegenstände vorzugehen, das Gefecht einzuleiten, die schwächsten Stellen der feindlichen Position zu erspähen, auf welche dann der Hauptangriff der geschlossenen Massen gerichtet werden kann, und dem Gegner auf ein wohlgezieltes Feuer so viel Schaden zu thun, als dessen gedeckte Stellung gestattet. Dieser ist im Vortheil, er hat sich diese Stellung im günstigen Terrain aussuchen und, wenn Zeit dazu, sie noch verschanzen, wenigstens Schützengräben aufwerfen können (wie die Franzosen 1870, nachdem sie ihren „Glan“ nicht mehr ausstürmen konnten, sondern auf die Defensibe geworfen waren); der Vertheidiger hat ferner die Ueberlegenheit des Feuers, denn er steht gedeckt, während der Angreifer frei herankommen muß und sich unterwegs, wenn seine Verluste nicht bedeutend vermehrt werden sollen, nicht mit Schießen aufhalten darf, das ohnehin gegen den hinter Deckungen stehenden Feind nicht viel ausrichten würde. Trotz dieser unlegbaren Vortheile hat der entschlossene Angriff, der sich durch keine Verluste abschrecken, durch Terrainhindernisse, welche fast

unüberwindlich schienen, wie am 6. August die Felsenhöhen von Spicheren, nicht abhalten läßt, bisher immer gesiegt. Es ist die Macht des moralischen Elements, welche sich hier bekundet, wir haben früher von ihr gesprochen.

Die Gefechte werden, wie schon gesagt, durch Kompagniekolonnen bei den deutschen Heeren eingeleitet. Es ist ein großer Fortschritt, daß ein einheitliches Reglement für das Bundesheer angenommen worden ist; früher, als noch der alte deutsche Bund mit seiner mangelhaften Kriegsverfassung bestand, hatten auch von den Mittelstaaten jeder sein eigenes Exercirreglement, und wenn auch manches gut war, so fehlte doch bei kombinirten Corps die Einheit, selbst in den Kommandowörtern, und es war fast komisch anzusehen, wie verschieden selbst die einfachsten Dinge ausgeführt wurden. Jetzt ist das besser. Wir wollen unserm größern Leserkreise — Fachleute bedürfen keine Erklärungen — nur die Formen für das Gefecht schildern. Das Bataillon von 1000 Mann ist in 8 Züge getheilt und in drei Gliedern aufgestellt, während bei den fremden Heeren die zweigliedrige Stellung angenommen ist. Zum Gefecht werden aber bei der deutschen Infanterie aus dem dritten Gliede Schützenzüge gebildet, von je 2 Zügen, also von jeder Kompagnie einer, so daß die Gefechtsformation auch bei uns in zwei Gliedern ist. Kompagniekolonnen entstehen, indem jede Kompagnie für sich eine Kolonne in Zügen, den Schützenzug an der Queere, bildet. Das Bataillon wird dadurch in vier Kompagniekolonnen zerlegt, welche selbstständig verwendet werden können; in den letzten Kriegen sind meist zwei zur Einleitung des Gefechts vorgezogen, und die beiden andern, gewöhnlich die mittelsten, als Halbbataillon zusammen gehalten worden.

Die vorgezogenen Kompagnien lassen ihren Schützenzug oder nur einen Halbzug desselben weiter vorgehen und davon einen Theil ausschwärmen, d. h. sich zum zerstreuten Gefecht in Feuergruppen auflösen. Diese bestehen immer aus je einer ganzen Sektion (die Züge sind nämlich in Sektionen, nicht über 6, nicht unter 4 Rotten getheilt), sie lösen sich mit Zwischenräumen zwischen den einzelnen Rotten auf, die beiden Mann einer Rotte bleiben sich zu gegenseitiger Unterstützung nahe, ob neben einander oder der eine etwas zurück, ist gleichgültig. Ein Unteroffizier führt die Feuergruppe, ordnet ihre Vertheilung im Terrain und, wenn sie vorgeht, ihre Bewegungen und regelt ihr Feuer, wenn dasselbe beginnt, indem er die Entfernungen, die

er besser zu schätzen weiß, angibt und, so lange das Feuer noch langsam unterhalten wird, jeden einzelnen Mann, der schießen soll, mit Namen aufruft, welche Bestimmung im Gefecht sich aber nur im Beginn desselben und auf kurze Zeit durchführen läßt. Zwischen den einzelnen Feuergruppen ist ein gewisser Abstand, doch darf der Zusammenhang der ganzen Feuerlinie nicht verloren gehen. Ein Offizier führt dieselbe. Der übrige Theil des Schützenzuges steht geschlossen und auch möglichst gedeckt, auf eine gewisse Entfernung als Unterstützungstrupp dahinter, noch weiter zurück die Kompagniekolonne. Nach Bedarf werden im Verlauf des Gefechts noch mehr Feuergruppen aufgelöst, ein zweiter Zug, ja die ganze Kompagnie kann dazu verwendet werden. Der Kompagniechef verliert zwar dadurch mehr oder minder seine Leute aus der Hand, und es ist besser, wenn eine große Verstärkung der Feuerlinie nöthig wird, lieber noch eine andere Kompagnie dazu vorzuziehen, welche sich nach einem Flügel derselben dirigirt und dort ausschwärmen läßt, während die im Feuer gestandene Kompagnie sich mehr zusammenzieht, wodurch beide selbstständig bleiben und jede immer einen geschlossenen Kern behält. Im Kriege lassen sich aber die an sich richtigen Regeln der Taktik nicht immer festhalten, die Russen haben in ihrem Reglement sogar das Auflösen ganzer Bataillone zum zerstreuten Gefecht, bei den Franzosen ist das tirailleur en grandes bandes, das ihrem Charakter entspricht, in häufigster Anwendung, und auch bei uns werden die großen Tirailleur-schwärme in mancher Schlacht, in manchen Gefechtsmomenten nothwendig, oft auch, wo die Gefechtsleitung, z. B. in Wäldern, erschwert wird, von selbst sich bilden.

Die zerstreute Fehstart nimmt überhaupt in der Taktik der Gegenwart unter dem Einfluß der gezogenen Hinterladungsgewehre immer größere Dimensionen an. Sie hat bedeutende Vortheile. Der einzelne Kämpfer kann selbstthätiger handeln als in geschlossener Ordnung auf Kommando, er kann seine Waffe wirksamer gebrauchen als im Gliede, wo er auf das Kommando „Feuer“ abschießen muß, oft ohne recht gezielt zu haben, und die jetzige „individuelle“ Ausbildung des einzelnen Mannes zur Selbstthätigkeit, zum eigenen Urtheil, zum Handeln hat besonders das zerstreute Gefecht im Auge. Es muß jetzt auch im größeren Maßstabe und namentlich auf längere Dauer als sonst geführt werden, weil ein vorzeitiges Eintreten der geschlossenen Massen, das freilich allein die Ent-

scheidung des Kampfes bewirken kann, mit ungeheuren Verlusten durch das feindliche noch ungeschwächte Feuer verbunden sein und somit den guten Ausgang der Schlacht gefährden würde. Das Schützenfeuer der Infanterie, wohl genährt und gut geleitet, durch Artillerie mit ihrer verheerenden Wirkung unterstützt, muß erst den Hauptkampf der großen geschlossenen Massen gehörig vorbereiten. Dadurch erklärt sich die lange Dauer der jetzigen Schlachten: Königgrätz 8 Stunden, Mars-la-Tour 1870 12, Rezonville (Gravelotte) am 18. August 9 Stunden. Partielle Angriffe kommen, während die Vortruppen in zerstreuter Fochart kämpfen, auch vor, mit wechselndem Erfolge, sie sind die Fühler, ob der rechte Moment schon gekommen sei, die Hauptmacht vorzuführen.

Wie groß aber auch die Bedeutung des zerstreuten Gefechtes ist, es hat auch seine Gefahren für den höchsten Zweck, dem es doch nur dient, denn entscheiden kann es keine Schlacht. Der Drang zum selbstständigen Handeln, der in jedem Manne von Charakter vorhanden und eine kriegerische Tugend ist, läßt manchen Offizier, welcher im zerstreuten Gefecht eine Führung hat, nur zu leicht den Grundgedanken, den er dabei nie vergessen sollte, aus dem Sinn verlieren, den nämlich, daß das zerstreute Gefecht nur ein Mittel ist, größere Erfolge, als durch dasselbe zu erreichen sind, vorzubereiten, damit sie mit geringern Opfern und sicher durch die Hauptkraft gewonnen werden können. Die Trennung in einzelne selbstständige Abtheilungen verführt dazu, das Partialegecht für die Hauptsache zu halten, ein günstiges Terrain für dasselbe hält es oft an Punkten fest, welche für das Ganze unwichtig sind. Diese Klippen zu vermeiden, ist die Aufgabe der höheren Führer, welche die Verbindung der im zerstreuten Gefecht stehenden Truppen mit den geschlossenen Massen stets aufrecht erhalten müssen.

Der Waffengebrauch in zerstreuter Fochart ist nur das Feuer. Angriffe von Schützen Schwärmen mit dem Bajonnet kommen nur vor, wenn diese im raschen Anlauf in den Saum eines vom Feinde besetzten Waldes, in die Umfassung eines Dorfes eindringen und sich dort mit Hilfe ihrer rasch folgenden Unterstützungs truppe einnisten wollen, um den Sturmkolonnen die Eroberung zu erleichtern. Dann werden auch die Schützen des Vertheidigers und ihre in deren Linien eingerückten Soutiens, wenn sich die Angreifer nicht durch ein Schnellfeuer abhalten lassen, zum Bajonnet greifen und es ent-

steht ein Handgemenge, das oft den erbittertesten Charakter annimmt und kein Pardonnehmen oder -geben mehr zuläßt. So ist es offenbar in den letzten Kämpfen bei Metz geschehen, woraus sich die im Verhältniß zu den vollständigen Siegen geringe Zahl unverwundeter Gefangener erklärt. Aus einer Position läßt sich der Feind auch durch das verheerendste Feuer nicht heraus schießen, sie muß zuletzt von den Massen gestürmt und genommen werden, wie eine Festung, welche auf ein bloßes Bombardement, ja selbst bei offener Bresche nicht kapituliren will. So ist der Sieg in den letzten Schlachten immer entschieden worden.

Das Feuer im Schützenkampf soll mit richtiger Schätzung der Entfernung wohl gezielt, gut unterhalten und ruhig sein. Auch beim Schnellfeuer darf die Besonnenheit den Schützen nicht verlassen. Daß die Franzosen das nicht beachten, haben wir früher schon erwähnt, sie schiefen schon auf ungeheure Entfernungen, wo kein Zielen möglich, dazu verführt sie die Tragweite ihrer Chassepotgewehre, und verschwenden die Munition, weil sie schneller schießen können als ihre Gegner. Der furchtbare Kugelregen, mit dem sie ihn gleich überschütteten, bringt ihm trotz des übereilten Feuers bei der flachen (rasanten) Flugbahn der Geschosse im Anfange des Kampfes große Verluste bei. Ueber das Chassepotgewehr waren die Meinungen sehr getheilt, nur der Krieg konnte darüber entscheiden, und es hat sich nun gezeigt, daß es wirklich eine vorzügliche Waffe ist, die in den Händen deutscher Soldaten noch mehr leisten würde. Das preußische Zündnadelgewehr war eben in einer wesentlichen Verbesserung begriffen, als der Krieg ausbrach, die Umarbeitung also nur mit einem Theile vollendet. Dennoch hat es sich auch in seiner bisherigen Form bewährt und auf nähere Distenzen sich dem Chassepot vielfach überlegen gezeigt, seine Treffsicherheit gestehen die Franzosen zu und haben den Salven, auf welche unmittelbar der Bajonnetangriff folgte, nicht lange Stand gehalten.

Beides, Salve und Bajonnetangriff, ist der Kampf der geschlossenen Massen, wenn der Moment gekommen ist, sie in das Gefecht zu bringen. Die Angriffskolonnen rücken unter Trommelschlag vor, das Feuer der Schützen vor der Front wird immer lebhafter, bis die Kolonnen sich der Feuerlinie genähert haben, dann macht dieselbe schnell Raum, hängt sich rechts und links den Kolonnen an und setzt ihr Feuer im Vorgehen heftig fort, um das des Feindes

auf sich zu ziehen und von den Kolonnen abzulenken. Auf geringe Entfernung vom Gegner wird das Bajonnet gefällt und der Anlauf mit Hurrahruf gemacht. Oft hält diesem der Feind nicht Stand, wenn seine Salven, sein Schnellfeuer die Kraft des Angriffs nicht gebrochen haben, oft aber auch macht er einen Gegenangriff und dann kommt es zum Bajonnetkampf und Handgemenge, in welchem die Körperkraft und Gewandtheit in der Waffenführung entscheidet. Deutsche Soldaten lieben es, im persönlichen Kampfe das Gewehr umzukehren und mit dem Kolben dreinzuschlagen: „dat stucht better!“ wie der Landwehrmann 1813 dem fragenden Kronprinzen von Schweden sagte. An der Raibach wurde ein französisches Bataillon von allen Seiten umfaßt und buchstäblich todtgeschlagen, ein Augenzeuge konnte die „Leichenpyramide“ nicht grauenhaft genug schildern.

Zur letzten Entscheidung müssen alle Waffengattungen vereinigt wirken, die Reserveartillerie tritt auf, die Reiterei vervollständigt den Sieg.

Fechtart und Waffengebrauch der Kavallerie haben sich in neuerer Zeit nicht verändert, sie sind im Wesen dieser Truppengattung begründet. Wie zur Zeit, wo Seidlitz, der größte Reitergeneral vielleicht aller Zeiten, die preussische Kavallerie zu unsterblichem Ruhme führte, attackirt die Reiterei heute noch vorherrschend in Linie, höchst selten in Kolonne, weil in jener Formation ihre größte Schnelligkeit entfaltet werden kann und alle Waffen beim Einbruch in den Feind sich theiligen, denn auch das zweite Glied kann Theil am Kampfe nehmen. Der Choc, der letzte Ansturz, wird in gestreckter Carrière, mit höchstem Ungestüm, aber dennoch möglichst geschlossen ausgeführt — kommt der Feind ebenso entgegen, so muß man sich das nicht wie den Anprall zweier mauerfesten Linien denken, es zeigen sich immer Lücken, in diese brechen die laufenden Pferde instinktmäßig ein, und nun thut die blanke Waffe — Pallasch, Säbel oder Lanze — im wilden Getümmel ihre Schuldigkeit, bis ein Theil das Feld räumt und der andere in aufgelöster Ordnung ihn verfolgt, um noch möglichst viele herunterzuhauen oder gefangen zu nehmen.

Gegen Infanterie hat gegenwärtig die Kavallerie schweres Spiel, hier muß ihr erst Artillerie vorarbeiten oder die eigene Infanterie die feindliche schon so erschüttert haben, daß ihr Feuer geschwächt ist. Wenn die Fechtart der Kavallerie sich auch nicht verändert hat und

wenig verändern kann, so muß sie doch in der heutigen Schlachtentaktik wesentlich anders gebraucht werden. Das zu besprechen liegt aber nicht in unserm heutigen Thema und kann vielleicht ein andermal geschehen.

In aufgelöster Ordnung greift Kavallerie Batterien an, auch Schützenlinien im freien Terrain, ebenso geht sie zur Verfolgung des fliehenden Feindes. Große Schwärmattafen sind auch vorgekommen, um den Feind durch ihre Pflöchlichkeit und Wildheit aus der Fassung zu bringen und seine Aufmerksamkeit von andern Maßregeln, die wir unternehmen, abziehen. Feuerwaffen, und zwar sehr gute, hat die Kavallerie allerdings, aber ihr Feuergefecht, das Plänkeln oder Flankiren, dient bei der Unsicherheit des Schusses vom Pferde nur zur Deckung der eigenen Front. Wenn Kavallerie unter Umständen absieht, um ein Feuergefecht zu Fuß zu führen, so ist das immer nur ein Nothbehelf für augenblicklich fehlende Infanterie. Fechtart und Waffengebrauch der beiden Truppengattungen sind sehr verschieden, die gegenseitige Unterstützung erhöht aber die Gefechtskraft jeder einzelnen.

R. G. v. Berned.

Die französische Kriegsflotte. Wenige Mavinen können ein so hohes Alter aufweisen wie die französische. Ihre Anfänge reichen bis in die vorhistorische Zeit zurück und zeigen uns bei ihrem ersten Bekanntwerden urthümliche, von den ältesten Flotten abweichende Einrichtungen. Wie viel hiervon fremdem Einflusse oder der eigenen Erfindungsgabe der Gallier zuzuschreiben ist, läßt sich jetzt nicht mehr aufklären, doch kann man wohl annehmen, daß die uralten Handelsverbindungen der Phönicier und Karthager mit den oceanischen Küsten Frankreichs und des nördlichen Europa's eine Einwirkung auf Bildung und Entwicklung der gallischen Schifffahrt sowie des gallischen Schiffbaus gehabt haben werden, obwohl andererseits feststeht, daß die alten Gallier in vielen anderen Dingen ein merkwürdiges Erfindungstalent, eine scharfsinnige Originalität an den Tag gelegt haben. Die erste historische Erwähnung und genaue Beschreibung gallischer Kriegs- und Handelschiffe rührt von dem großen Eroberer Cäsar her und geschah im Jahre 56 v. Chr. Der Ueberwinder des Nordens war genöthigt, einen ermüdenden und anfangs erfolglosen Krieg gegen die gallischen Seestaaten zu führen, die sich gegen die Römerherrschaft empört hatten. Er kam nicht eher zum Ziele, als bis er die großen Flotten

der Empörer durch seine unerschöpfliche Erfindungsgabe besetzt und vernichtet hatte. Die gallischen Seelente waren nämlich überaus tüchtig und bedienten sich großer und so fest gebauter Schiffe, daß sie den Wogen des Oceans trotzten und dem Stöße auerennender Schiffsschnäbel der römischen Ruderfahrzeuge ohne Schaden widerstanden. Das Auffallendste an diesen Fahrzeugen war für die Römer der Umstand, daß sie Masten mit Raaen und an diesen Segel führten, die aus vielen weichen Thierhäuten zusammengenäht waren. Der Ruder bedienten sich diese Gallier nicht, deshalb ließ Cäsar mit Sicheln an langen Stangen die Taue, welche die Raaen hielten, entzwei haken und konnte so die Schiffe bewegungslos machen, wobei ihm eine zufällig eintretende Windstille mithalf. Dies ist das erste Stück der französischen Marinetradition. Es werden uns in derselben hauptsächlich die Veneter, Uneller, Curiosoliten, Pictonen und Santonen genannt, die entweder für ihre Freiheit gegen den Eroberer oder mit ihm verbündet gegen die eigenen Landsleute kämpften. Sie bewohnten die Landschaften, welche heute noch die tüchtigsten und zahlreichsten aller französischen Seelente als würdige Nachkommen jener alten Seehelden stellen, nämlich alles Küstenland von der Garonne nordwärts um Frankreich herum bis zur Picardie, wozu noch als neuer Zuwachs das germanische Flandern gerechnet werden muß, dessen Seemänner die besten des eigentlichen Frankreichs, nämlich die Bretagner, vielleicht noch in Qualität, wenn auch nicht an Zahl übertreffen.

Das Seevolk der genannten nordfranzösischen Küsten kann sich mit den tüchtigsten der ganzen Welt messen, so weit es darauf ankommt, den Elementen zu trotzen, Strapazen zu ertragen, schöne Schiffe zweckmäßig zu bauen, auszurüsten und geschickt zu führen. Aber andererseits zeigt der französische Seemann auch manche Schattenseite, denn er ist im hohen Grade rauf- lustig, trunksüchtig, ausschweifend, träge und der Keuschheit nicht immer hold. Im Unternehmungsgeist kommen ihm wohl nur die Griechen und Yankee gleich, letztere jedoch nur in nicht rühmenswerthen Ausnahmefällen, denn der französische Seemann liebt weniger die eigentlich merantile Seite der Seefahrt, als vielmehr die halb oder ganz kriegerische, überhaupt das Abenteuerliche. Darum ersehen wir aus der Geschichte, daß es keine tüchtigeren, aber auch keine ruchloseren Piraten gab als die fran-

zösischen. Zur Türkenzeit waren sie bei den christlichen Nationen gefürchteter als selbst die Barbaren und richteten als wahre „épouvantails“ in den Kriegen mit Spaniern, Holländern, Engländern und Italienern fast mehr aus wie die eigentlichen Kriegsklotten Frankreichs. Wir verdanken diesen Korsaren ja auch die hauptsächlichsten auf den Seeraub bezüglichen Ausdrücke. Seitdem die Piraterie in Folge des langen Friedens nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs und durch internationale Gesetze in Abnahme kam, beziehentlich verboten worden ist, wirft sich der französische Seemann mit Vorliebe auf die Seefscherei, deren kurze Anstrengung, Aufregung, Abwechslung und Glücksspiel ihn mehr anzieht als die eintönige lange Seefahrt ohne besondere Glückschancen hinsichtlich des Gewinns. Napoleon III. hat diese Neigung in jeder nur denkbaren Weise durch Prämien, vorteilhafte internationale Verträge, Versuchsexpeditionen und Schutz durch Kriegsschiffe unterstützt und sich dadurch einen Seemannsstamm von vorzüglicher kriegerischer Qualität erzogen, der überdies im Falle eines ausbrechenden Krieges leicht zum Dienste auf der Kriegsklotte herangezogen werden kann, weil die Leute meistens in nicht zu entfernten Gewässern weilen und dort in Massen beisammen sind, also leicht vom Befehl der Regierung zur Rückkehr in Kenntniß gesetzt werden können. Im kaiserlichen Frankreich ist nämlich die Kriegsklotte nicht wegen der Handelsflotte, sondern die letztere nur wegen der erlernen vorhanden, und alle Maßregeln zur Vermehrung und Hebung der französischen Schifffahrt bezwecken nur die Heranbildung eines recht großen Konstriptionsmaterials.

Der französische Seemann schlägt sich gut, und die Geschichte weist besonders seit 1789 mehrere Beispiele auf, in denen die Seelente Frankreichs auf brennenden oder sinkenden Schiffen die Aufforderung zum Streichen der Flagge mit einer letzten „glatten Lage“ unter begeistertem Rufe beantworteten, um gleich darauf in die Luft zu fliegen oder in die Tiefe zu sinken. In solchen Fällen waren die Leute allerdings von einer hohen Idee oder vom glühendsten Nationalhasse beseelt; sonst rührte ihr tapferes Fechten doch häufiger von der Aussicht auf reiche Beute her oder sie mußten Führer haben wie Jean Bart, deren geistige Ueberlegenheit ihnen den Sieg in gewisse Aussicht stellte — in solchen Fällen kämpften sie dann auch mit unglaublicher Ausdauer und errangen glänzende Erfolge gegenüber den tüchtigsten Seenationen,

z. B. gegen die Engländer in den indischen Gewässern. Andererseits läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß es den französischen Seekriegern an der nöthigen Ausdauer und Ruhe im Feuergefecht mangelte (jedoch lange nicht in dem Maße wie den französischen Landsoldaten) und sie in diesem Punkte wenigstens den Streitern germanischer Rasse auf nassem Element nicht gleichkamen, selbst den Spaniern wohl noch nachstanden. Es liegt dies an dem schnell aufstickernden, aber ebenso leicht durch Mangel an sofortigem Erfolg zu dämpfenden Temperament der Franzosen. Die französische Kampfweise strebte immer nach dem Enterkampfe als der Hauptsache, weil Beute verheißend und dem französischen Temperament am zusagendsten, und die Leute waren darin auch so gefürchtet, daß die Engländer, und in deren Nachahmung auch die anderen Nationen, ihren Kriegsschiffen nach innen geneigte Wände gaben, statt der senkrechten, weil die letzteren das Anlegen von Bord an Bord sehr erleichtert hatten. Da zum Entern aber immer zwei gehören — einer, der anpackt, und einer, der sich festhalten oder nicht halten lassen will —, so hatten sie hierbei oft das schwerste Unglück, besonders wenn sie mit dem Bug (Vordertheil) auf den Gegner lossegelten, der ihnen dann gern eine volle Breitseite gab, die von vorn bis hinten durch oder über das Schiff segte und das Schlimmste ist, was einem Fahrzeuge widerfahren kann. Im Feuergefecht hatten sie die Gewohnheit, ihre Schüsse mehr gegen das Verdeck und die Masten, sowie die Segel des Feindes zu richten, als nach dem Rumpf. Hierdurch wollten sie hauptsächlich die feindliche Bemannung schwächen und das Schiff bewegungsunfähig machen, damit sie es dann um so leichter nehmen und als solide Beute (die sie neben der Gloire nie außer Acht lassen!) heimführen konnten. Die Engländer, Holländer und andere Nationen strebten jedoch weniger nach Erbenten als nach Vernichten des Gegners, welsch letzteres sich leichter durch Schießen nach dem feindlichen Rumpf als nach den schwierig zu treffenden Masten bewerkstelligen ließ. So kam es, daß die französischen Schiffe häufiger zum Sinken led geschossen wurden, ehe es ihnen gelang, die Gegner zu entmasten, und daß sie dann selber untergehen oder die Flagge streichen mußten.

Die im Vorstehenden dargelegte französische Seetaktik erklärt zur Genüge die mitunter munderbaren Erfolge, aber trotz aller Tapferkeit noch häufigeren Niederlagen der französischen Marine.

Napoleon III. scheint hierin sehr klar gesehen und als Abhülfsmittel folgende Einrichtungen, beziehentlich Verhaltensmaßregeln gegeben zu haben: Alle Schlachtschiffe werden möglichst oder völlig gleichmäßig ausgerüstet in Betreff der Schnelligkeit, Festigkeit und des Geschützkalibers. Auf diese Weise ist es möglich, daß der Admiral mit den Schiffen wie auf dem Schachbrette oder wie ein General mit seinen Bataillonen manövriren kann, während er sonst von allerlei Rücksichten auf die Individualität der Schiffe gehindert ward oder seine Berechnungen durch die Verschiedenartigkeit der Fahrzeuge in Schnelligkeit, Bewaffnung und Stärke durchkreuzt wurden und viele gut durchdachte Manöver verunglückten. Nicht die Kapitäne, sondern der Admiral, der einheitliche Wille des Oberkommandeurs soll die Schlacht leiten; die Schiffskommandeure und Mannschaften haben nur in jeder Lage tapfer zu kämpfen und den Signalen des Admirals zu lauschen, die sie — und nichts weiter — geschieht auszuführen haben. Früher war dies anders: die Kapitäne fochten mehr auf eigene Hand und hauptsächlich mit dem Ziel, Preisen zu machen, vor Augen. Wer das beste Schiff hatte, entschied oft die Schlacht, und da deswegen die Admirale immer das beste Schiff selber bestiegen, fochten auch sie mehr als Kapitäne wie als Admirale, wobei sie freilich mehr ihrem Temperamente als Kopfe folgen konnten.

Das unnutzige Schießen nach den feindlichen Masten verbot sich von selbst, seit die Anwendung der Dampfkraft die Bewegung der Schlachtschiffe von der Takelung unabhängig machte, aber diese Uebertragung der Dampfkraft auf alle Kriegsschiffe ist eine Folge des Eingreifens Napoleons III., denn vor ihm galt selbst in Amerika und England der Grundsatz, den Geschwadern einige Dampfer als Ausschlaggeber anzuhängen, während Napoleon den Satz aufstellte: „ein bewaffnetes Fahrzeug ohne Maschine ist kein Kriegsschiff“, und deshalb bei allen Neubauten nur Dampfer in Angriff nehmen und alle vorhandenen Segler so weit möglich in Schraubenschiffe umwandeln ließ. Dadurch erreichte er dreierlei: erstens eine völlige Umwandlung der bisherigen Taktik in dem schon angedeuteten Sinn; zweitens konnte er auch minder tüchtige Mannschaften und Offiziere verwenden, was bei Frankreichs Mangel und Englands Ueberfluß an gediegem Seebolk schwer ins Gewicht fiel, und drittens glich er auf diese Weise in kurzer Zeit das Mißverhältniß

in der Schiffszahl zwischen Frankreich und England nahezu aus, denn von 1 : 4 verwandelte es sich bald in 2 : 3, und jetzt ist es wie 2 : 2, obwohl die Engländer sich schließlich gleichfalls auf die eingeschlagene Bahn begeben mußten. Gleichzeitig wandte Napoleon der Ausbildung der Matrosen zu tüchtigen Schiffsartilleristen die größte Sorgfalt zu, um die Marine noch mehr für die Hauptsache, den Geschützkampf, zu befähigen. — Das Entern war schon durch die Anwendung der Dampfkraft so gut wie hinfällig geworden, weil bei gleicher Schnelligkeit zweier Schiffe ein Kommandeur schon äußerst ungeschickt sein mußte, wenn er sich entern ließ, während früher der geschickteste Benutzer der Segel und des Windes hierüber entschied. — Ferner war es Napoleon III. vorbehalten, zur Verwirklichung seiner schlummernden Pläne gegen England — das er voraussichtlich nach Preußen vor die Klinge genommen hätte — noch ein neues Element zu Gunsten Frankreichs in die Marine zu bringen: die Panzer und die Widderstachel.

Im Breitseitengefecht, d. h. im Geschützkampf und geschickten Einzelmanöver der Schiffe, blieben die Briten den Franzosen immerhin noch überlegen trotz der ausgleichenden Reformen. Bei diesem Kampf kam es hauptsächlich darauf an, dem Gegner nie die Schmalseite zuzukehren, während er die Breitseite bot, also mit der Hälfte seiner Geschütze feuern konnte, und zwar im Enfilir- oder „Langschuß“, während man selber nur mit wenigen Buggeschützen zu antworten vermochte. Da sich aber die Schiffe einander nähern mußten, um die Entscheidung durch Wirksamwerden ihres Feuers herbeizuführen, waren sie auch gezwungen, die Schmalseite wiederholt nach der feindlichen Linie zu kehren; auch wegen des Wendens zum Abfeuern beider Geschützreihen gleich nacheinander war eine solche Bewegung oft nöthig. Wer nun hierbei vom Gegner ein paar volle Lagen (Salven aus allen Geschützen seiner Breitseite) mehr erhielt, als er ausgab, war schon im schlimmsten Nachtheil; wurde er dabei gar ein- oder zweimal der Länge nach bestrichen, dann ward er meistens unfähig, weiter zu kämpfen, vorausgesetzt, daß beide Theile sonst gleich schnell und sicher schossen. Man sieht daher, wie sehr es trotz einheitlich durchdachter Gesammtmanöver darauf ankam, daß die einzelnen Kapitäne ihre Schiffe geschickt die anbefohlenen Evolutionen ausführen ließen, denn wenn z. B. befohlen worden wäre, „die sechs linken Flügelschiffe sollen vorgehen“, und diese oder doch einige von ihnen würden dabei arg oder ver-

nichtend beschädigt, dann fielen der schönste Schlachtplan zusammen. Bataillone benutzen das Terrain zur Deckung, Kriegsschiffe ihre eigene Form durch geschickte Stellung.

Widderstachel und Panzer veränderten die alte Taktik und schufen eine neue, in der keine Tradition dem einen Theile ein angeborenes Uebergewicht über den anderen gab. Vor- und Zurückgehen geradeaus wurde für Panzerschiffe nicht bloß möglich, sondern war für sie das Vortheilhafteste, denn von den schrägen und dadurch doppelt starken Eisensflächen ihres Buges mußten alle Geschosse abprallen, und das Schiff, welches sich in der Breitseitestellung vom Widder überraschen ließ, wurde unfehlbar von seinem Stoße vernichtet, aber ohne Panzer war kein Widder gegen Breitseiten anwendbar. Mit aller Energie ging Napoleon III. an den Bau von Panzerschiffen, nachdem durch die Herstellung der Fregatte „Gloire“ das Problem, seefähige, schnelle und lenkbare Panzerschiffe zu bauen, gelöst worden war. Die Gewißheit künftiger Seesiege lag nun in seiner Hand, denn sie wurde am Lande, auf den Werften und in den Schiedmen entschieden. Die Geschicklichkeit und das Glück der Seeoffiziere sind unberechenbare Größen, aber die Tüchtigkeit eines zu erbauenden Schiffes läßt sich mit mathematischer Gewißheit vorausberechnen. Die englischen Admirale der alten Schule zuckten vornehm mit den Achseln Angesichts des „abenteuerlichen“ Treibens der Franzosen; als diese sich aber durch nichts irren machen ließen und in englischen Zeitungen sich warnende Stimmen immer lauter erhoben, begann man auch jenseits des Kanals mit dem Bau von Panzerschiffen und zugleich mit jenem denkwürdigen Wettkampf zwischen Panzer und Artillerie, dessen Kosten England allein trug, denn bis auf Weiteres behielten die französischen Panzerschiffe ihre alte Schiffsartillerie bei, nämlich zahlreiche glatte 30-, 68- und 80-Pfünder. Erst als die Engländer die Riesentanonnen einführten, that Frankreich ein Gleiches und erreichte dabei wieder für sich einen Vortheil, denn je größer die Geschütze, desto weniger können aufgestellt werden, woraus wieder eine Verminderung der Artilleristen entspringt, die man also leichter ersetzen und deren Ausbildung die größere Sorgfalt zuwenden kann. Zunächst blieb man französischerseits freilich bei dem gezogenen Vorderladesystem, jetzt aber hat man das Hinterladesystem angenommen und die französischen Panzerschiffe führen durchgehends Geschütze von 19—27 Centimeter ($7\frac{1}{2}$ — $10\frac{1}{2}$ “)

Kaliber oder Geschößdicke, d. h. 100—300-Pfünder, doch sind solche von 24 Centim. ($9\frac{1}{4}$ "') oder 200 Pfd. die häufigsten. Von den $7\frac{1}{2}$ zölligen sind viele aus Gußstahl, alle übrigen aus Eisen. Die Bewaffnung der hölzernen Schraubenschiffe ist nicht so furchtbar (16—19 Centim. Kaliber), sondern entspricht etwa derjenigen unserer ungepanzerten Fahrzeuge und ist deswegen auch ziemlich so zahlreich, wie es das alte Bewaffnungssystem bedingte.

An Zahl der Schlachtschiffe sind die Franzosen den Engländern völlig ebenbürtig, nur nicht an Zahl des lebenden Materials, aus dem sich die Bemannung ersetzen muß, denn die englische Handelsmarine überragt die französische um das Fünf- bis Sechsfache. Bei den gänzlich veränderten Verhältnissen der Kriegsflotte kommt dieser Umstand jedoch nicht so sehr in Betracht, und wenn Napoleon nach einer Niederwerfung Deutschlands die Engländer dem Programm gemäß überfallen haben würde, hätte England sicherlich weniger Chancen des Sieges gehabt als jetzt Deutschland. Die französische Handelsmarine zählt 15,600 Fahrzeuge mit 1,050,000 Tonnen Tragfähigkeit und außerdem 8900 Küstenfischerboote mit 68,000 Tonnen Tragfähigkeit (die Tonne à 20 Ctr.). Die deutsche Handelsmarine zählt nur 6845 Schiffe, die aber eine Tragfähigkeit von 1,300,000 Tonnen haben. Die Küstenfahrer sind bei uns nicht mitgerechnet, aber bei der französischen Handelsflotte gezählt, woher die große Zahl der Fahrzeuge bei verhältnißmäßig schwacher Gesamttonnengahl. Die großen Handelsschiffe bedürfen verhältnißmäßig weniger Bemannung als die kleinen, besonders die Fischerfahrzeuge, deshalb hat Deutschland etwa 50,000, Frankreich hingegen circa 100,000 Matrosen im friedlichen Dienst. Die Ausrüstung seiner gesammten Kriegsflotte erforderte 40,000 Matrosen, 2200 Offiziere und 30,000 Seesoldaten; außerdem sind in den Kriegshäfen und anderweitig noch circa 30,000 Menschen im Dienste dieses kolossalen Instituts beschäftigt. — Die französische Kriegsflotte ist wiederholt in unglücklichen Kriegen vom Meere abgesehäumt worden, aber immer erstand sie aufs Neue. Nach dem Sturze des ersten Napoleon war sie so gut wie völlig vernichtet — die Matrosen todt oder in englischer Gefangenschaft, die Kanoniere in den Festungen oder gefangen und die Seesoldaten in den Gräbern der kontinentalen Schlachtfelder oder ebenfalls gefangen. Die restaurirten Bourbons thaten nicht viel für die Neubildung des Instituts, Louis Philipp

hingegen ließ kräftig angreifen und auch einen seiner Söhne sich dem Dienste der Flotte widmen. Als er der provisorischen Regierung Platz machte, fand diese 2 Dreidecker, 50 Linienchiffe und 40 Fregatten vor, außerdem waren statt der früheren Kugelkanonen Paixhanssche oder Granatkanonen eingeführt*). Das neue Régime that wenig für die Flotte, um so kräftiger nahm sich Napoleon III. ihrer an, wie wir schon nachgewiesen haben.

Gegenwärtig besteht die französische Flotte, dieses eigenst Werk Napoleons, aus einer Panzerflotte von 65 Fahrzeugen. Es sind dies:

Die beiden Linienchiffe „Magenta“ und „Solferino“, je 900 Pferdekraft und 10 300-Pfünder. Sie sind aus Holz gebaut.

Die 19 Fregatten, von denen die folgenden 13 je 900 Pferdekraft haben: „Gloire“ und „Flandre“, je 13 Kanonen; „Savoie“, „Gauloise“, „Magnanime“, „Baleureuse“, „Revanche“ mit je 17 Kanonen; „Normandie“, „Invincible“, „Provence“, „Guienne“, „Surveillante“, „Prince Impérial“, „Couronne“, „Héroïne“ mit je 16 Kanonen; (die beiden letzten sind aus Eisen gebaut ebenso wie die folgenden): „Suffren“, „Océan“, „Marengo“, „Friedland“ mit je 12 Kanonen und 950 Pferdekraft. Diese 4 letztgenannten Fregatten sind die furchtbarsten. Sie führen 8 Kanonen in der Batterie (unter Deck) und 4 Kanonen in balkonartig über die Schiffswand vorspringenden Ecktürmen oder Panzerbrustwehren, die oben offen sind, so daß das Geschützrohr ganz frei liegt. (Die Idee der Balkongeschütze ist unseres Wissens zuerst auf einigen ganz alten dänischen Kanonenbooten ausgeführt worden.)

Die 9 Korvetten, „Montcalm“, „Jeanne d'Arc“, „Thétis“, „Atalante“, „Armida“, „Alma“, „Inferman“, „Reine Hortense“, „Belliqueuse“ mit je 450 Pferdekraft und 6—8 Geschützen, von denen 2 auf dem Verdeck in Balkontürmen stehen. (Die „Belliqueuse“ ging gleich bei Ausbruch des Krieges durch den Suezkanal nach Ostasien ab, um dort im Verein mit anderen französischen Schiffen unsere Korvetten „Hertha“ und „Medusa“ anzugreifen.) Alle vorstehend genannten Schiffe können ihre gemeinsamen Bewegungen Schulter an Schulter, wie am Lineal ausführen, wegen der gleichmäßigen Schnelligkeit.

Die 7 Thurmchiffe (garde-côtes à éperon) „Cerbère“, „Laureau“, „Bélier“, „Bouledogue“

*) Man verstand es früher nicht, Bomben aus Schiffskanonen zu schießen, sondern warf sie aus Mörsern, die auf eigens dazu eingerichteten „Bombenschiffen“ standen.

„Tiger“, „Enfonceur“, „Bouclier“. Jedes hat 530 Pferdekraft, ein gewölbtes Schutzbach von Eisen auf dem Verdeck und einen daraus hervorragenden nicht drehbaren Thurm mit einem 300-Pfünder, der aber nur in der Richtung nach vorn schießen kann. Eine doppelte oder Zwillingsschraube (statt der einfachen) ermöglicht ein schnelles und auf engem Raume ausführbares Umdrehen, so daß das einzige Geschütz sich doch nach allen Seiten hin geltend machen kann. Der Panzer dieser Schiffe ist der stärkste von allen auf der französischen Marine üblichen und soll 8" Dicke haben. Der Zweck dieser garde-côtes oder „Küstenwächter“ ist ausschließlich auf Einrennen feindlicher Fahrzeuge berechnet. (Uebrigens sind alle vorstehend aufgeführten Linienschiffe, Fregatten und Korvetten ebenfalls Widdergeschiffe.)

Die 15 Panzerbatterien oder Kasemattenschiffe zur Vertheidigung der Küsten, also nicht zur Offensivflotte gehörig: „Dévastation“, „Foudroyante“, „Lave“, „Tonnante“ mit je 18 Kanonen: „Paizhans“, „Palustro“, „Peiho“, „Saigon“ mit je 16 Kanonen; „Embuscade“, „Impregnable“, „Protection“, „Refuge“, „Arroyante“, „Implacable“, „Opiniatre“ mit je 8 Kanonen. Alle haben je 150 Pferdekraft und sind schwer gepanzert.

Das Kasemattenschiff „Rochambeau“ mit 18 Geschützen (300-Pfündern) und 1500 Pferdekraft. Dies kolossalste Schiff der ganzen Marine hieß früher „Dunderberg“, ist in Amerika gebaut und wurde 1866 von Frankreich durch Ueberbieten Preußens erworben, ebenso wie der doppelthürmige Monitor „Dronodaga“. Der „Rochambeau“ hat statt des Sporns eine artartig 50' vorspringende Brust, die innen eine einzige solide Holzmasse bildet; er soll nur 11 Knoten ($2\frac{3}{4}$ deutsche Meilen) in der Stunde machen, und ebenso viel der „Dronodaga“, während 12 als Minimum und 14 Knoten als Ordinarium der Panzerschiffe gefordert werden. Diese beiden Schiffe gehören auch zur Offensivflotte.

Außerdem gehören zur Panzerflotte die 11 zerlegbaren Kanonenboote, welche zum Kampf auf Flüssen gegen Landheere und deren Brückenschläger bestimmt sind. Ueber ihre Bauart, Stärke des Panzers etc. ist nicht ganz Zuverlässiges bekannt geworden, nur weiß man, daß sie je zwei 17-Centimeter-Kanonen führen und fünf von ihnen 24, die anderen sechs aber 40 Pferdekraft haben. Sie liegen jetzt in den von unseren Truppen belagerten französischen Rheinbefestigungen.

Mit der hölzernen Schraubenflotte müssen wir summarischer verfahren. Dieselbe zählt 2 Dreidecker von 140 Geschützen, 900 Pferdekraft und früher 1200 Mann Besatzung. Sie heißen „La Bretagne“ und „Louis XIV“. Jetzt sind sie Schulschiffe. (Sie führen 3 Etagen Geschütze unter dem obersten Verdeck und auf diesem noch eine Batterie.)

13 Linienschiffe von je 500—900 Pferdekraft und 80—90 Geschützen, zusammen mit 1190 Kanonen und 9200 Pferdekraft. (Sie haben 2 Etagen Geschütze über einander und auf dem obersten Verdeck noch eine Batterie.)

22 Fregatten von je 30—40 Geschützen und 400—600 Pferdekraft, zusammen 700 Geschützen und 9500 Pferdekraft. (Fregatten haben 1 Batterie unter und 1 auf dem Verdeck.)

21 Korvetten von je 8—16 Geschützen und 300—400 Pferdekraft, zusammen mit 240 Kanonen und 9600 Pferdekraft. (Die gedeckten oder schweren Korvetten haben 1 Batterie unter dem Verdeck und auf demselben 2 schwere Geschütze, 1 am Vorder- und 1 am Hintertheil. Die Glatdeck- oder leichten Korvetten haben nur Geschütze auf dem Verdeck, keine unter demselben; alle folgenden Arten ebenfalls nur auf dem Verdeck.)

60 Aviso- oder Botenschiffe mit je 2 Kanonen und 100—150 Pferdekraft, zusammen mit 120 Kanonen und 8935 Pferdekraft.

23 Kanonenboote erster Klasse mit je 3 Kanonen und 62 Pferdekraft, und 47 Boote zweiter Klasse mit je 2 Kanonen und je 30 Pferdekraft, zusammen mit 163 Kanonen und 2836 Pferdekraft.

2 Taucherschiffe (von denen eins „Le Plongeur“ heißt) mit zusammen 2 Kanonen und angeblich 12 Pferdekraft (Luftkomprimirmaschine).

75 Transportschiffe mit zusammen 140 Kanonen und 18,000 Pferdekraft. Sie sind von verschiedener Größe und Bauart, darunter einige wie Linienschiffe, die 2000 Mann fassen sollen. Zum Transport eines Armeecorps genügen sie nicht, dazu müßte ihre Zahl verdoppelt werden. Beim Abbrechen des mexikanischen Feldzuges wurde allerdings die ganze Armee, 42,000 Mann, bis auf die Besatzung von Vera-Cruz mit einem Male eingeschifft, indem man die Kriegsschiffe zur Hilfe nahm, aber sie fuhr nicht in einer Tour bis Frankreich, sondern ein Theil wurde zunächst auf den französischen Kolonien des mexikanischen Golfes abgesetzt; außerdem, und das war das Wichtigste, nahm man keine Pferde mit zurück, ja nicht einmal alle Munitions- und

sonstigen Vorräthe, deren größten Theil man bekanntlich am Lande ließ und vernichtete.

An Raddampfern sind vorhanden: 6 Korvetten mit zusammen 30 Geschützen und 2000 Pferdekraft, 30 Aviso mit 60 Geschützen und 3000 Pferdekraft, und 10 Transportschiffe mit 2000 Pferdekraft und 20 Geschützen.

Die Segelflotte besteht noch aus 75 Fahrzeugen, darunter 2 Linienchiffe, 6 Fregatten und 6 Korvetten.

Als Schutz- und Erzeugungsplätze dieser Flotte besitzt Frankreich 5 Hauptkriegshäfen, nämlich Cherbourg, Brest, Orient, Rochefort und Toulon. Außerdem befinden sich in den meisten der vortreflichen Häfen des Landes Marinestationen mit Depôts und den nöthigsten Vorkehrungen zum Ausbessern und Ausrüsten der Schiffe. Diese großartigen Einrichtungen haben dem Lande seit Jahrhunderten unermessliche Summen gekostet, sie ermöglichen es aber, daß man eine vernichtete Flotte immer sehr schnell wieder ersetzen kann, wenn es nicht am Gelde fehlt.

Die zahlreiche Stammannschaft dieser Marine (von der ein großer Theil beständig im Dienste) ist tüchtig geschult und die Offiziere sind im Dienste erfahren. Der Bildungsstand der letzteren übertrifft weitaus denjenigen, welchen man bei der gleichen Charge des Landheers findet, besonders werden die mathematischen und Sprachwissenschaften gepflegt, wobei Vieles freiwillig gethan wird, wenn auch vielleicht nur aus Langeweile. Die französischen Seeoffiziere sind auch in gesellschaftlicher Beziehung feinere Leute als die des Landheeres — Ausnahmen natürlich in beiden Instituten. Was die Gefinnung der Flotte betrifft, so hat diese seit dem ersten Sturze des Königthums selten mit der am Lande herrschenden übereingestimmt. Im Jahre 1792 und noch lange nachher blieb die Marine royalistisch und aristokratisch gesinnt. Ersteres, weil die Mannschaft hauptsächlich aus den Eingangs erwähnten konservativen Provinzen stammte und wegen der strengeren Disciplin, letzteres vorzüglich wegen der Offiziere, die meist den adeligen Familien des Landes entstammten und als schwer ersehbare Fachmänner nicht ohne Weiteres wie die Aristokraten des Landheeres geköpft werden konnten. Als Napoleon I. aus Ruhr kam, wurde die Marine, so weit sie nicht royalistisch blieb, aus Abneigung gegen den Erben der Bourbonn mehr republikanisch, um unter der Restauration wieder aufrichtig königlich zu werden. Jetzt ist sie vorwiegend orleanitisch gesinnt, so

weit sie nicht, wie schon einmal unter gleichen Verhältnissen, republikanisch ist. Die Leute haben ihrer Abneigung gegen den Kaiser und seine Familie selbst unter dem bonapartistischen Terrorismus wenig Zwang angethan, und in den letzten Jahren wurden die verächtlichsten Reden über den Schöpfer der neuen Flotte laut, besonders auf den Regierungsdampfern. Das wird die Leute natürlich nicht abhalten, ihre volle Schuldigkeit zu thun, besonders gegen uns, und die Sache wird ihnen ja leicht genug gemacht, da sie uns in Nord- und Ostsee eine zehnfache Uebermacht entgegengestellt haben. Durch die Siege unserer Heere ist aber doch der Hauptzweck ihrer Operationen gegen uns verfehlt worden — man hat nicht nur keine Landungsarmee an Bord nehmen können, sondern hat sogar die zu Invasionszwecken bestimmten Marineoldaten in Frankreich lassen müssen, damit sie dort gegen unsere Heere kämpfen, während der größte Theil der Seeartilleeristen mit den zu den Schiffen gehörigen Geschützen Paris und andere Landfestungen besetzen muß. Es geht dem dritten Napoleon also wie weiland dem ersten im Befreiungskriege, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer keine, ersterer aber sehr viele Schiffe hat. Mit dem bevorstehenden Sturze des dritten Napoleon wird übrigens die von ihm geschaffene riesenhafte Flotte zum Stillstand kommen, aus dem leicht ein Rückschritt werden kann, wenn Frankreich für den angeordneten Frevel, wie es verdient hat, gezüchtigt wird. Was wir ihm an Kriegskosten schenken, das tragen wir zur Unterstützung seiner nur Raub- und Eroberungszwecken dienenden Kriegsflotte bei.

Franz Maurer.

Die Katastrophe von Mex und die Kapitulation von Ulm. Die kühne und geschickte Führung des deutschen Heeres verbunden mit der glänzenden Tapferkeit jedes Einzelnen seiner Krieger erreichten bereits am 14. Tage nach Eröffnung der Operationen gegen Frankreich ein Resultat, wie es die Siegeszüge des größten Feldherrn, welchen die Neuzeit kennt, Napoleons I., an innerm Gehalt und an gewichtiger Tragweite nicht aufzuweisen vermögen.

Die Bedeutung dieser deutschen Siege liegt zum größten Theile schon in dem Konflikte der benachbarten Nationen selbst. Von allen Völkern der Erde wird es deutlich empfunden, daß hier ein Kampf um die Oberherrschaft der Rassen geführt wird, und staunend erkennen die Zu-

schauer, staunend sogar der siegende Kämpfer, daß in keiner einzigen Tugend sich der erste aller romanischen Stämme mit den Germanen messen kann.

Wenn wir aber auch von dieser größeren Bedeutung des Kampfes absehen und uns nur so weit es die Kunst der Kriegsführung angeht mit ihm beschäftigen, so ist auch von diesem beschränkteren Gesichtspunkte aus der Anblick der deutschen Operationen ein unvergleichlich großartiger.

Die französische Hauptarmee ist am 14. Tage nach Beginn der Aktion in der Entfernung von nur $5\frac{1}{4}$ Meilen von der deutschen Grenze in einer Feste eingeschlossen und vollständig von jeder Verbindung mit Außen abgeschlossen.

War auf der einen Seite die Heerleitung der des Gegners überlegen, so ist auf der andern die Schuld der verzweifeltsten Lage der Armee zumeist in dem verhängnißvollen Festkleben an der schönen festen Stellung zu suchen, dann aber auch in dem thörichtesten Wahne der Franzosen, schwer erklärlich bei Generalen, es seien die bisherigen Unfälle das Werk unglücklicher Zufälle gewesen, an Kriegskunst und Tapferkeit sei man trotzdem den Deutschen überlegen.

Es ist nicht das erste Mal in der Kriegsgeschichte, daß eine schöne Stellung den Feldzug für denjenigen verdoeben hat, welcher sie besaß. Speciell eine Feste, von welcher der Feldherr sich nicht loszureißen wußte, ist öfter der Ruin des Heeres gewesen. Die Katastrophe von Metz erinnert in vielen Beziehungen an den Feldzug von 1805, in welchem der österreichische General Mack wochenlang um die Feste Ulm herum manövrirte, so lange, bis ihn Napoleon in dieselbe hineintrieb und ihn zur Kapitulation zwang.

Die Operationen von damals bieten eine auffallende Ähnlichkeit mit denjenigen, welche vom 6. bis zum 18. August dieses Jahres stattfanden, nur sind diese großartiger, weil mit weit größeren Heeresmassen ausgeführt, und kamen diese noch vollständiger und ausgiebiger zur Vollendung.

Wie die Feste Metz von der Mosel durchströmt wird, so liegt auch Ulm auf beiden Ufern der Donau und gewährte dem General Mack die Möglichkeit der Bewegung auf beiden Seiten des Stromes. Auch die österreichische Armee ward gleich der französischen durch Niederlagen auf beiden Ufern in die Enge getrieben, nachdem der Feind in deren rechter Flanke mit überraschender Schnelligkeit den Strom passirt und die Rückzugslinie besetzt hatte.

Die Ähnlichkeit führt noch weiter. Im Jahre

1805 ward das detachirte Corps des Generals Kienmeyer zu Donauwörth in fast derselben Weise vom Hauptcorps abgedrängt wie Mac Mahon in diesem Jahre, und wie heute die dritte Armee sich gegen die Reste und Soutiens der französischen Macht in der Richtung auf Paris zugewandt hat, um jede mögliche Vereinigung derselben mit der Hauptarmee zu verhindern, so marschirte damals Napoleons äußerster linker Flügel, dem General Kienmeyer folgend, den russischen und österreichischen Corps entgegen, welche sich am Inn concentrirten, während das französische Centrum durch eine Rechtsabweichung Ulm von der südöstlichen Seite umfaßte.

Die Bewegungen der Napoleonischen Corps erregten die Bewunderung aller Strategen und die Manöver des unglücklichen Mack allgemeines Kopfschütteln.

Eilig die beabsichtigte Landung in England aufgebend, dirigirte Napoleon I. seine weit vertheilt stehenden Heerführer aus allen Richtungen auf einen Punkt im feindlichen Lande. Angereau marschirte aus Südfrankreich auf Basel, Marmont von Ulrecht auf Mainz, Bernadotte von Hannover auf Würzburg. Er selbst hatte am 26. September die übrigen Corps bei Straßburg vereinigt. Am 5. Oktober stand die gesammte Armee zwischen Weißenburg, Dettingen, Nördlingen und Ulm der Donaulinie gegenüber.

Da erst bemerkt Mack, daß er sich geirrt, als er Murats Demonstrationen im Schwarzwalde für eine Operation gegen die Illerstellung ansah. Er concentrirte in Folge dessen sein Gros zwischen Ulm und Günzburg, Front nach Norden, auf dem rechten Ufer.

Am 6. Oktober wird Kienmeyer durch das Gesecht bei Donauwörth zum Rückzuge nach der Isar und dem Inn gezwungen; am 7. und 8. übersehen Davoust und Marmont bei Neuburg und Lannes bei Münster die Donau und marschiren auf Macks Rückzugslinie, zwischen Ulm und München.

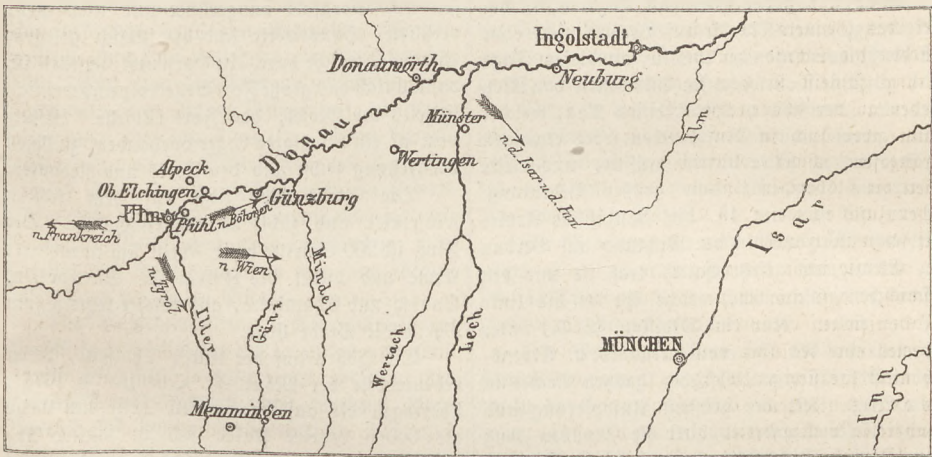
Mack entsendet den General Aussenberg mit 10,000 Mann nach Wertingen, um die Franzosen an das linke Ufer zurückzuwerfen, und besetzt Memmingen mit 5000 Mann, um sich eventuell den Rückzug nach Tyrol zu sichern. Aussenberg wird am 8. geschlagen. Nun versucht Mack am 9. nach Böhmen in nordöstlicher Richtung durchzubrechen, findet aber, als er bei Günzburg auf das linke Ufer gehen will, Ney vor sich; seine Angriffe werden zurückgewiesen und er zieht sich nach Ulm zurück. Von Neuem

versucht er am 11. von hier aus nach Böhmen durchzubrechen, er kommt bis Ulm, trifft hier eine Division des Ney'schen Corps, schlägt allerdings glücklich, läßt sich jedoch 2 ganze Tage aufhalten und kehrt nach Ulm zurück. Immer enger schließt sich der Kreis feindlicher Corps um ihn zusammen. Schon am 13. ist Ulm im Osten bogenförmig umfassend durch Murat, Lannes, Ney, Marmont und die Garde umstellt. General Wernec ist an diesem Tage mit 16,000 Mann zu einem neuen Durchbruch nach Herb- rechtingen abmarschirt. Am 14. greift Napoleon selbst, am linken Ufer hinabmarschirend, den Brückenkopf von Ulm, also im Süden, an.

bis an die Thore vor und fordert Kapitulation. Nach zweitägigen Unterhandlungen kapitulirt Mac mit 23,800 Mann. Die Armee wird kriegsgefangen nach Frankreich geführt.

General Wernec ward verfolgt und bei Trochteltingen geschlagen; nur Erzherzog Ferdinand entkam nach Böhmen.

Im diesjährigen Feldzuge begann die Um- gehung des französischen rechten Flügels in der Mosellinie am 13. August durch die Besetzung von Pont-à-Mousson. Konnte der Feind dieselbe nicht hindern — er machte dazu nur einen sehr schwächlichen Versuch —, so war sein Rück- zug nach Verdun unbedingt geboten. Der Ueber-



Stellung von Ulm.

Die Truppen in Memmingen sind schon gefangen genommen.

An demselben Tage schlägt Ney nordöstlich von Ulm bei Elchingen den General Riesch, welcher dort den Marsch der Oesterreicher nach Norden decken soll. Die österreichische Armee wird mit Ausnahme des Corps Wernec vom sinken Donauufer ganz vertrieben und in die Feltung geworfen. Marmont nimmt im Osten die Höhen über dem Dorfe Pfuhl und mehrere Brücken über die Iller. So ist am Abend des 14. nur in nordwestlicher Richtung noch ein Ausweg für die Oesterreicher, doch ist dieser der Rückzugslinie grade entgegengesetzt. Erzherzog Ferdinand bricht in dieser Richtung mit 12 Escadrons in der Nacht vom 14. bis 15. auf Mac bleibt.

Am 15. Morgens wird die Feltung von allen Seiten eng eingeschlossen, der Feind dringt

gang über die Mosel an dieser Stelle bedeutete für Metz dasselbe, was der Uebergang bei Münster im Jahre 1805 für Ulm bedeutete, nämlich die Bedrohung der Rückzugslinie. Mac Mahon hatte sich von Nancy nach Toul zurückgezogen in derselben Weise wie Kienmeyer von Donauwörth nach der Isar, so daß, da der Kronprinz dem Marschall folgte, dem Vordringen des Prinzen Friedrich Karl nichts im Wege stand.

Aber erst am 14. scheint der Entschluß des Rückzugs im Hauptquartier zu Metz gefaßt zu sein. Die Proklamation des Kaisers deutet darauf hin, daß man Metz sich selbst überlassen wollte. Sobald jedoch der rechte Flügel der deutschen Armee den beginnenden Rückzug der Franzosen, welche noch auf dem rechten Moselufer unter dem Schutze der Feltung lagerten, am Nachmittage des 14. wahrnahm, griff er so heftig an, daß es ihm gelang, die Franzosen

festzuhalten. Sie wurden genöthigt, das Corps Decaen, das Corps l'Admirault und Abtheilungen des Corps Frossard zu entwickeln. Das 7. und 1. preussische Corps lieferten ein siegreiches Treffen zwischen Metz und der Linie Ars-Laqueux-Vornay-Colombey und warfen den Feind bis unter die Kanonen der Festung zurück. Die zweite Armee hatte diese Zeit nicht unbenutzt gelassen. Der Uebergang über die Mosel im Süden von Metz ward beschleunigt fortgesetzt.

Das sehr heftige Gefecht am 14. muß einen so verwirrenden Einfluß auf den Zustand der französischen Armee ausgeübt haben, daß der beabsichtigte Rückzug in die Maaslinie auch am 15. noch nicht ausgeführt werden konnte. Möglich ist es auch, daß der Marschall Bazaine, in der Meinung, seinen Marsch auf Verdun nicht ohne Schlacht durchsetzen zu können, an diesem Tage sich günstige Positionen im Südwesten von Metz sicherte, jedenfalls verlor er einen Tag, welcher zum gewaltsamsten Durchbrechen jedes etwaigen Widerstandes hätte dienen müssen, und dieser verlorene Tag war von großer Bedeutung. Denn als nun am 16. die französische Armee sich von Metz aus in der Richtung auf Verdun in Bewegung gesetzt hatte, traf sie mit den Deutschen zusammen, welche ihr in die linke Flanke fielen. Nur eine Division, die 5., unter Kommando des Generallieutenants v. Alvensleben stellte sich zunächst der ganzen Armee in den Weg. Mit der größten Aufopferung und beispielloser Tapferkeit hielt sie Stunden lang den Kampf, bis nach und nach die 6. Division zu ihrer Unterstützung herbeigeilt war, welcher das 10. Corps und Theile des 8. und 9. Corps folgten. Es ward den Franzosen unmöglich, ihren Marsch fortzusetzen. Einzelne Theile mögen nach Westen und Norden entkommen sein, doch die Hauptmasse kämpfte, Front gegen Süden, 12 Stunden lang die Schlacht von Mars-la-Tour, um am Abend sich nach Metz zurückgedrängt zu finden.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl dehnte nun ihren linken Flügel, immer stärker auf dem linken Moselufer anwachsend, immer mehr nach Norden aus, während die französische am 17. ihre Position vor Metz verstärkte. Es fiel an diesem Tage nur das Gefecht bei Gravelotte, 1 Meile westlich Metz, vor, ein umfassender Angriff erfolgte noch nicht.

Aber am 18. ward die Umschließung von Metz vollendet. Der König selbst leitete den Angriff auf dem linken Ufer, welcher sich gegen die Höhen vor Metz richtete. In neunstündiger

Schlacht wurden die Franzosen vollständig geschlagen und in die Festung selbst hineingeworfen. Der Ausweg nach Thionville im Norden, der letzte, der ihnen blieb, ward durch das 12. Corps versperrt. Der Verlust der Franzosen auf dem linken Ufer beträgt in diesen Kämpfen etwa 50,000 Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten.

Metz liegt 42 Meilen von Paris entfernt. Es ist eine Festung ersten Ranges, mit starken Befestigungen auf beiden Seiten der Mosel und umgeben von Außenforts, erbaut von Chevalier de Ville im 16. Jahrhundert, verstärkt und erweitert durch Vauban im alten System der Bastionirung, vom Jahre 1866 an mit besonderer Sorgfalt ausgerüstet und noch mehr verstärkt. Hauptwerke sind die südlich gelegene Citadelle, welche durch ein Hornwerk verstärkt ist, dann östlich das große Fort Bellecroix und westlich, jenseits der Mosel, das Fort Moselle. Außerdem ist ein befestigtes Lager vorhanden, zwischen der Festung selbst und den Forts und Redouten.

Die Stadt Metz liegt auf dem rechten Moselufer und zählt 55,000 Einwohner. Der Fluß ist 200 Schritte breit, theilt sich in mehrere Arme und bildet die Inseln St. Simplicien, Sauley und Chambière, auf welcher letztern zum Theile die Stadt liegt.

Die Höhen auf der linken Thalseite, deren bedeutendste der Mont St. Quentin = 1078', überragen die auf der rechten Seite um mehr als 300'. Letztere senken sich in sanfter Abdachung zur Thalsohle hinab, welche 200' tiefer liegt.

Metz ist der Hauptplatz der Waffen- und Ausrüstungsdepôts der französischen Armee; es ist ein ungeheures Kriegsmaterial in der Festung aufgehäuft, da sie der Stützpunkt und Depôtplatz für die deutsche Invasionsarmee sein sollte.

So umfaßt denn die vereinigte 1. und 2. deutsche Armee nicht nur die Hauptmacht der französischen Truppen, sondern auch den größern Theil ihres Kriegsmaterials, die Mittel der Bewaffnung einer andern Armee.

Die Fehler der französischen Heerführung, welche diese Lage herbeiführten, sind seit dem 13. August vor Ulm das Gefecht auf dem rechten Moselufer und dann der Verlust des 15. als Marschtag. Denn seit dem 13. mußte die Nothwendigkeit des Rückzugs dem Oberbefehlshaber einleuchten, und er durfte nicht mehr am 14. auf dem rechten Ufer schlagen.

Aber auch vor dem 13. fanden bereits schwere Fehler betreffs der Mosellinie und des Rückzugs

an die Maas statt. Am 6. waren die Kämpfe, welche die französische Heere zum Kehrtmachen auf der ganzen Linie zwangen. Die sieben Tage bis zum 13. sind vergangen, um einen Rückzug zu bewerkstelligen, welcher von dem entferntesten Punkte der anfänglichen Grenzstellung bis zur Mosel nur 12 Meilen beträgt. Das wäre an und für sich gut. Man könnte auf geordneten, langsamen, stets sich umwendenden Rückzug schließen. Aber das war nicht der Fall, kein einziges Gefecht fand nach der Schlacht bei Wörth zwischen dort und Metz statt. Die französische Armee ward in einer wahren Flucht hinter die Mosel geführt, und die kostbaren Tage bis zum Uebergange des Feindes bei Pont-à-Mousson gingen verloren. Denn es ist klar: entweder mußte die Mosellinie gehalten werden, oder man mußte an die Maas zurückgehen. Daß man das Erste unvollständig that, indem man dem Feinde Gelegenheit zu einem Uebergange über den Fluß ließ, ist ein Beweis dafür, daß man die Schuelligkeit und Gewandtheit des Feindes unterschätzte, oder ein Beweis dafür, daß der Wechsel im Kommando und die vorherigen Niederlagen eine vollständige Verwirrung und Kopflosigkeit in der französischen Heerleitung zur Folge hatten.

Aber die Fehler allein auf Seite des Gegners erklären so große Erfolge der Deutschen noch nicht.

Es fällt das Hauptverdienst derselben den glänzenden Operationen der deutschen Heerführung und dann der begeisterten Tapferkeit des deutschen Kriegers zu.

Niemals wie in diesem Kriege hat die Idee, welche das Hirn des Feldherrn durchleuchtet, auch die Brust jedes Soldaten zugleich mit dem stolzen Bewußtsein seiner hohen Aufgabe erfüllt.

Den 21. August 1870. A. Niemann,
Prem.-Lieut. a. D.

Zur Belagerung von Paris *). Paris ist so sehr Mittelpunkt des ganzen Frankreich, alle Fäden der Regierung und Verwaltung dieses centralisirten Reiches laufen so ohne alle Ausnahme, und ohne daß eine Aussicht auf die Möglichkeit einer Aenderung vorhanden wäre in ihm zusammen, daß die Besitznahme dieser Hauptstadt in einem Kriege gegen Frankreich in noch höherm Grade wichtig erscheint, als dies in jedem andern weniger centralisirten Staat der Fall sein würde.

Die Wichtigkeit einer Sicherstellung der

Hauptstadt sowohl gegen die zu Revolutionen geneigte Einwohnerschaft als auch gegen den äußern Feind erkennend, beschloß die Regierung Louis Philipps deren fortifikatorische Umgebung.

Die Regierung Napoleons III. setzte die im Jahre 1841 begonnenen Werke mit Eifer fort und nahm zugleich einen Umbau der innern Stadt vor, dessen Zweck die Verschönerung von Paris, aber zugleich die leichte Bewältigung etwaiger Aufstände gegen seine Herrschaft war. Schon vor dem Beginn der Feindseligkeiten im Jahre 1870 erblickte der Kaiser Napoleon in der Armee, welche zur Offensive bestimmt war, nicht den genügenden Schutz seines Reiches.

Er griff nicht allein zum Schwert, sondern auch zum Schilde — er befahl die Armirung der Vertheidigungswerke von Paris und erregte durch diese Maßregel schon Mißtrauen und Zweifel an dem Erfolg seiner aggressiven Politik.

Nun ist das Schwert zerbrochen, zu gewichtig für die Hand dessen, der es führte, und doch zu schwach gegenüber der Waffe des Feindes; es bleibt nur noch der Schild, doch er deckt nicht mehr den Kaiser.

Die Befestigungen von Paris sind Frankreichs Hort geworden, hinter ihnen sammeln sich die Trümmer seiner Heere zu letztem, verzweifeltstem Widerstande.

Die Geschichte bietet kein Beispiel eines Kampfes um eine so große Festung. Die Männer, welche die Leitung Frankreichs jetzt in Händen haben, hoffen, oder sprechen doch wenigstens die Hoffnung aus, der bevorstehende Kampf werde die Krisis des ganzen Krieges sein und den Beginn des Rückzugs der deutschen Armee bezeichnen. Die Stimmen, welche dort in der Kammer und in der Presse laut werden, verbinden diese Zuversicht mit Drohungen gegen den Feind, welcher wagen könne, sich Paris zu nähern.

Wenn diese extremen Ansichten wirklich vorhanden und nicht bloß ein Beweis dafür sind, daß Regierung und Presse sehr kräftiger Aufmunterungen des Volkes zu bedürfen glauben, um dasselbe überhaupt zur Vertheidigung der Stadt zu bewegen, so muß man auf eine wunderbare Addition der Kräfte von Paris schließen, welche sich in den Köpfen der dortigen Tonangebener vollzieht.

Ist eine Festung darum sehr stark, weil sie einen sehr großen Umfang hat? Oder ist die Anzahl der Forts, welche auf einer Linie von über 7 Meilen vertheilt liegen, in Betracht zu ziehen bei Untersuchung der Festigkeit dieser Linie?

*) Hierzu der Befestigungsplan von Paris.

Wir wollen versuchen, in Nachstehendem die Stärken und Schwächen der Riesenfestung zu prüfen, indem wir unsern Angaben die Messungen des durch seine vortrefflichen Karten bekannten Topographen C. Vogel zu Grunde legen.

Durch seine natürliche Lage ist Paris durchaus nicht zur Festung geeignet. Es liegt weder auf unzugänglichen Höhen, noch von Wasser oder Sumpf umgeben, sondern in der fruchtbaren, von allen Seiten zu passirenden Tiefebene von Ile de France. Alle Vertheidigungsmittel sind künstlich.

Die Stadt und ein Theil der Vorstädte sind zunächst in innerster Umwallung von der sogenannten Enceinte umgeben, einem Befestigungsgürtel, dessen längster Durchmesser vom Thore Point du Jour im Südwesten bis zum äußersten Punkte von la Villette im Nordosten $1\frac{1}{2}$ Meilen beträgt, während der kürzeste Durchmesser, eine Linie, welche vom Schnittpunkte der Enceinte und der Paris durchströmenden Seine im Südosten über die Tuilerien nach Les Batignolles führt, $1\frac{1}{2}$ Meilen lang ist.

Die Enceinte besteht aus Wall, Graben und dem Glacis; der Graben ist 35 Schritte breit und wird von der Seine aus mit Wasser gefüllt; 85 Bastionen springen im Osten, Norden und Westen hervor und gestatten ein concentrisches Feuer auf den Angreifer. Im Innern läuft eine gepflasterte Militärstraße der ganzen Umwallung entlang und außerdem eine Gürtelbahn, welche zugleich die von Außen einlaufenden Eisenbahnen mit einander verbindet.

Diese Enceinte schließt ein ungeheures Gewirv von Straßen ein, voll der schönsten Denkmale der Baukunst, voll der luxuriösesten Läden und Magazine, bewohnt von 2 Millionen Menschen, welche die Schrecken des Krieges nur von Höhenjagen kennen, welche gleichsam in einem Treibhause der Künste und Wissenschaften wie auch aller Laster leben.

Ueber diese Enceinte hinaus quellen Vorstädte, Landhäuser, Dörfer bis auf Meilen weit.

Doch in einer äußersten Linie durchschneidet noch ein Vertheidigungswall die unzählige Menge dieser Auswüchse und Trabanten der großen Stadt. Das ist die Linie der Außenforts und Redouten. Zum Theil liegen sie an den Hügelu, zum größeren Theil in der Ebene; auf der östlichen, südlichen und nördlichen Seite liegen sie dicht, im Westen nur ein einziges. Durch Erdwerke sucht man sie mit einander zu verbinden.

Ueber 7 Meilen lang ist die Peripherie der Ellipse, welche sie im Zusammenhang bilden.

Zwischen ihnen und der Enceinte findet sich Lagerraum für ein mächtiges Heer und Raum zu einer Schlacht.

Nach der Seite hin, auf welcher die deutsche Armee im Heranrücken begriffen ist, nach Osten, erstreckt sich die Höhe von Belleville bis auf 7500 Schritte außerhalb der Enceinte. Im Norden senkt sie sich zum Kanal de l'Ourcq hinab, im Süden zur Marne. Diese Anhöhe ist von einer Gruppe von Forts besetzt, welche das vorliegende Terrain beherrschen und sich mit ihrem Feuer gegenseitig unterstützen können. Das nördlichste ist das Fort von Romainville, welches nur 1800 Schritte von der Enceinte entfernt liegt. Es kann die Straße von Metz bestreichen, sowie den Uebergang des Kanals de l'Ourcq, bis zu dessen Ufer eine Reihe von Verschanzungen vom Fort aus hinabführt.

2200 Schritte östlich von diesem Fort liegt das von Roissy, durch die Redouten von La Boissière mit dem 2600 Schritte südöstlich gelegenen Fort von Rosny in Verbindung gebracht.

Das Fort von Nogent und die nördlich von demselben gelegene Redoute von Fontenay krönen den südöstlichen Ausläufer der bei Belleville beginnenden Höhen und liegen von der nach Süden am weitesten vorgeschobenen Lunette des Forts von Rosny etwa 3200 Schritte entfernt.

Südlich desselben bilden die Windungen der Marne, welche hier etwa 100 Schritte breit ist, ein Hinderniß der Annäherung, und da, wo der Feind, nachdem er den Fluß etwa in seiner südöstlichsten Krümmung überschritten hätte, am leichtesten durchbrechen könnte, in dem Delfenähnlich, welches die nahe an einander tretenden Windungen des Flusses bilden, da sperren die Redouten von Gravelle und de la Faisandrie mit den zwischen ihnen liegenden Verschanzungen den Weg.

So ist die Ostseite von Paris in ihrer äußersten Linie. Sie hat aber außerdem das besetzte Schloß Vincennes in zweiter Linie, 2500 Schritte von der Enceinte liegend, zu ihrem Schutz und ist die stärkste Seite der Festung.

Die Südseite ist durch eine Reihe von Forts gedeckt, welche in flachem Bogen mit fast ganz gleichmäßigen Abständen von einander liegen. Das östlichste von ihnen, das Fort Charenton, ist von der Redoute von Gravelle 2600 Schritte weit entfernt, beherrscht die Straße von Troyes und die von Melun, sowie die Uebergänge über Marne und Seine in der Nähe ihres Zusammenflusses. Die Forts von Juvy, Bictre, Arcueil, Vanves und Issy liegen ganz in der

Ebene, 2600—3000 Schritte von einander entfernt, so daß der Feind selbst nach Zerstörung eines Forts noch unter dem Kreuzfeuer der beiden benachbarten zu avanciren genöthigt wäre.

Die Westseite bietet dagegen nur ein einziges Fort, das des Mont Valérien, ohne alle Verbindung mit den Nachbarforts, von welchen es 1 Meile, resp. $1\frac{3}{4}$ Meilen entfernt liegt. Es ist durch seine natürliche Lage auf einem Hügel und durch starke Anlage das bedeutendste von allen, aber durchaus unzureichend, die ganze Westseite zu decken. Man kann daher annehmen, daß neuerdings das Bestreben der Vertheidigung hauptsächlich auf Verschanzung dieser Seite gerichtet gewesen ist. Die Höhen im Südwesten und die Seine, welche auf dieser Seite der Enceinte parallel und in einer Entfernung von etwa 2500 Schritten von derselben strömt, werden die Anlagen solcher Verschanzungen begünstigt haben.

Im Norden liegt, von der Enceinte 4400 Schritte entfernt, die Stadt St. Denis, nördlich vom Montmartre, welcher bei der Belagerung im Jahre 1814 eine Rolle spielte, jetzt aber ganz von der answellenden Stadt aufgenommen ist und innerhalb der Enceinte sich erhebt. St. Denis hat drei Forts, ist eine Festung für sich und sehr stark; die Werke sind unter einander mit Wall und Graben verbunden, ihre Umgebung kann durch das Flüsschen Ronillon überschwemmt werden. Das Fort von Aubervilliers, 2400 Schritte vom nordöstlichsten Punkt der Enceinte entfernt, deckt diese Seite und beherrscht die Straße nach Lille, ist jedoch von St. Denis und vom Fort von Romainville so weit entfernt, nämlich von jedem 4400 Schritte, daß bedeutende Verschanzungen erforderlich sein würden, um diese Ecke zusammenhängend zu schützen.

Dieselbe bildet diejenige Schwäche von Paris — um mit Aufzählung auch der Schwächen zu beginnen —, welche dem deutschen Heere zunächst liegt. Gelänge es, das Fort von Aubervilliers zusammenzuschleßen, so stände dem Vormarsch auf der Straße von Lille, zwischen St. Denis und Romainville bis zur Enceinte nichts im Wege, als die Verschanzungen längs des Kanals von St. Denis und des Kanals de l'Ourcq, welche zu unüberwindlichen Hindernissen schwerlich gerechnet werden können.

Eine andere Schwäche ist die ganze lange Strecke zwischen St. Denis und Mont Valérien. Diese Linie von $1\frac{3}{4}$ Meilen Länge müßte ganz mit Erdwerken besetzt sein, um dem Feinde das Vordringen bis zur Seine zu verwehren. Denn wenn es dem deutschen Heere gelingt, nach Ueber-

schreiten des Flusses im Norden von St. Denis an das linke Ufer unterhalb Courbevoie vorzurücken, so gestatten ihm die das Vorterrain bis zur Enceinte überhöhenden Positionen seiner Batterien, nicht allein die Enceinte mit Vortheil zu beschleßen, sondern seine Kugeln bis in das Faubourg St. Honoré hineinzuworfen. Hier liegt die bedenklichste Schwäche der ganzen Befestigung.

Aber noch eine dritte Schwäche sind die Coteaux de Meudon. Auf dem südwestlichen Punkte von Paris gelegen, überhöhen diese Hügel um 200 bis 300' die Forts von Issy und Vanves und gestatten gleich den Höhen bei Courbevoie das Bombardement der Stadt selbst. Selbst wenn die Anlage der französischen Zeitungen, es solle zwischen den Coteaux de Meudon und dem Mont Valérien ein bedeutendes Werk errichtet werden, wahr und das Project zur Ausführung gekommen ist, bleibt hier im Südwesten die Befestigung sehr bedroht.

Die Bauart der Forts an und für sich ist dagegen vorzüglich. Sie sind nach den neuesten Principien des Bastionärsystems konstruirt, sämmtlich mit Bastionen und die drei östlichsten auch noch mit Hornwerken versehen. Alle stehen mit Paris und unter einander in telegraphischer Verbindung. Ihre Armirung wird ausgezeichnet sein, man hat auch die Schiffsartillerie, also die schwersten Geschütze, dazu verwandt. Der wichtigste Factor jedoch, welcher in Rechnung kommt, ist das Heer, welches diese Befestigungen vertheidigen soll.

Liefert das Kommando der noch disponiblen Truppen vor Paris keine Schlacht mehr, so kommen vermuthlich die Reste des Corps Mac Mahon, des Corps de Failly, das Corps Decaen und außerdem jene Mosaiktruppen bei der Vertheidigung zur Verwendung, welche aus den Marinetruppen, Matrosen und Douaniers gebildet worden sind. Ebenfalls würden die Mobilgarde und die Garde sédentaire von Paris ihren Antheil an der Vertheidigung nehmen. Wie stark diese wehrfähige Mannschaft sein wird, das wissen vermuthlich ihre eigenen Befehlshaber nicht. Die Annahme, daß 150,000 wirkliche Soldaten darunter sein werden, ist nicht zu niedrig gegriffen. Sollte Mac Mahon bei seiner Diverston nach dem Norden die Verbindung mit Paris verlieren, so würde diese Annahme bei weitem zu hoch sein.

Ist jedoch die disponible Armee nicht im Stande, den Angreifer in offener Schlacht zurückzuweisen, so kommt es auf ihre numerische Stärke innerhalb der Befestigungen weit weniger an, als auf den Geist, welcher in Paris überhaupt herrscht.

Jene wilde Energie, welche Frankreich in den Revolutionskriegen besaß, könnte Paris uneinnehmbar machen. Die Belagerung von Saragossa im spanischen Kriege 1808 hat gezeigt, was selbst eine offene Stadt zu leisten mag, deren Bürger und Bürgerinnen lieber sterben als sich ergeben wollen.

Daß aber Paris sich Saragossa zum Vorbild nehmen sollte, ist sehr zu bezweifeln — die Haltung der großen Stadt ist durchaus nicht die, welche große patriotische Handlungen voraus verkündet.

Da ist nichts von ruhiger Entschlossenheit

zu bemerken, nichts von gesammelter Berzweklung. Die Prahlerei macht sich breit, und der Selbstbetrug hilft der gedankenlosen Menge von einem Tage zum andern hinüber. So wird die Größe der Stadt in der Stunde der Gefahr nicht ihre Rettung sein, sondern nur die Verwirrung ins Ungeheure vermehren.

Es wird sich das Wort erfüllen, welches Gambetta in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers vom 22. August rief: „Wir rollen einem Abgrunde entgegen“.

Den 31. Aug. 1870.

A. Niemann,
Prem.-Lieut. a. D.

N e k r o l o g .

Colson, französischer General, Chef des Generalstabs des Corps Mac Mahon, † am 6. August bei Wörth.

Graushaar, von, sächsischer General, † am 18. August bei Rezonville. Er war geboren am 7. April 1815 zu Hohenbuda bei Senftenberg, trat 1831 in die Armee und war seit 1867 Kommandeur der 1. (Grenadier-) Brigade Nr. 45.

Doering, von, preussischer Generalmajor, † am 16. August bei Mars-la-Tour. Er wurde 1836 Secondlieutenant, 1858 Major im Generalstabe und Direktor einer Kriegsschule. Im Juli 1870 wurde er zum Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade ernannt, an deren Spitze er den Helbentod starb.

Parragut, David G., nordamerikanischer Admiral und Befehlshaber der gesamten Unionsflotte, † laut Meldung aus Newyork am 15. August. Er war geboren 1799 in Tennessee, zeichnete sich bereits 1812 in der Schlacht bei Salparajio, namentlich aber im Sezessionskriege aus. Zu seinen kühnsten Thaten gehört die Einnahme von New-Orleans, die Unterwerfung von Port Hudson und der Sieg bei Mobile.

Heisdorf, von, preussischer Oberst, früher Kommandeur des Kadettenhauses zu Kulm, fiel an der Spitze des a.

thüringischen Infanterieregiments Nr. 72 in den Kämpfen bei Metz.

Jaurès, Viceadmiral, einer der hervorragendsten Offiziere der französischen Marine, besonders bekannt durch seine Leistungen auf der Expedition nach China und Cochinchina, † Ende Juli in Paris.

Kajaniis, General, bekannt aus dem griechischen Befreiungskampfe, † am 21. Juli in Athen.

Legrand, französischer General, Kommandant der Kavalleriedivision im 4. Armeecorps, Admiralant, fiel in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August.

Raoult, französischer General, Befehlshaber der 3. Division des 1. französischen Corps, fiel am 6. August bei Wörth. Er war bekannt als tüchtiger Stratege und Taktiker und hatte sich besonders bei der Einnahme von Sebastopol ausgezeichnet.

Wedell, von, preussischer Generalmajor, † am 16. August bei Mars-la-Tour. Er wurde 1837 Secondlieutenant und avancierte zu gleichen Zeiten mit dem Generalmajor von Doering.

Wood, Sir William, englischer General, einer der ältesten Veteranen des britischen Heeres, † am 9. August in London. Er war geboren 1782 und seit 1797 in der Armee.

T e c h n o l o g i e .

Der Woog- oder Bombastahl. Die Darstellung des Eisens scheint in früheren Zeiten überall eine und dieselbe gewesen zu sein. Man verschmolz reine und weiche Eisenerze in offenen Herden (Kenufeuern) oder in kleinen Ofen (Stück- oder Wolfsöfen) mit Holzkohlen und gewann in Form einer Luppe ein Produkt, welches bald mehr Stahl, bald mehr Stabeisen war und unter dem Hammer ausgeschmiedet wurde. Dieses einfache Verfahren, bei welchem das Eisen reducirt, geföhlt und das Kohleneisen durch das überschüssige Eisenerz wieder theilweise entkohlt wurde und wobei Schlacken von der Natur unserer Frisch- und Puddelschlacken fieseln, ist natürlich bei uns längst nur noch von historischem Interesse, es hat sich aber in Asien und Afrika unverändert erhalten, und zwar bei Völkern, deren Geschick in der Anfertigung von

Metallarbeiten ebenso bekannt ist, wie ihre Kulturzustände stationär geblieben sind. Tritt auch die einheimische Industrie, namentlich des Orients, durch den Einfluß Europa's immer mehr zurück, so besteht sie doch noch in einzelnen Zweigen und liefert mitunter sogar Erzeugnisse von außerordentlicher Güte. Zu diesen gehört der ostindische Stahl, der an Härte alle andern Stahlarten übertrifft und daher vorzugsweise zu schneidenden Werkzeugen dient. Zu seiner Darstellung verschmilzt man ein sandiges, offenbar sehr reines Magneteisen in kleinen Ofen, gewinnt hämmerbare Luppen von etwa 40 Pfd., schmiedet diese aus, zerstückt sie und füllt sie mit Spänen der *Cassia auriculata* in Thontiegel, die man durch eingestampften Thon verschließt. 20—24 solcher Ziegel, deren jeder nur 1 Pfd. Material faßt, werden in einem kleinen Gefäße-

ofen erhitzt, und so erhält man in jedem Tiegel einen geschmolzenen Stahlklumpen. Der Wootz ist also ein Gußstahl und schon daraus erklärt sich theilweise seine gute Qualität. Man hat diese letztere aber besonders auch von einem Gehalt an Aluminium abgeleitet, nachdem Faraday 1819 dies Metall in dem Wootz nachgewiesen haben wollte. Andere Analytiker konnten diese Angabe nicht bestätigen, und so hat nun Rammelsberg (Berichte der D. chem. Gesellschaft) die Frage von Neuem aufgenommen. Er fand in einer Probe von ächtem Bombaystahl (specifisches Gewicht 7,8222)

0,867 % Kohlenstoff (feinen Graphit),
0,136 % Siccium,
0,009 % Phosphor,
0,002 % Schwefel.

Von Aluminium fand sich keine Spur. Rammelsberg wirft die Frage auf, ob es überhaupt Aluminiumstahl gibt. Schon Faraday hat Stahl mit Kohle concentrirt und das so entstandene dunkelgraue blättrige Produkt (Roheisen) mit reiner Thonerde heftig gegläht. Er erhielt eine weiße, feinkörnige, sehr spröde Masse, die bei der Analyse 3,4 % Aluminium ergab und welche, zu 6—12 % mit gutem Stahl geschmolzen, diesem die vortrefflichen Eigenschaften des Wootz mittheilte. — Die Reduktion der Thonerde wäre unter diesen Umständen sehr auffällig. Die Versuche verdienen aber wiederholt zu werden auch unter direkter Anwendung von Aluminium, welches Faraday nicht zu Gebote stand. Alle Proben von vermeintlichem Aluminiumstahl, welche Rammelsberg zu untersuchen Gelegenheit hatte, ließen niemals die Gegenwart von Aluminium erkennen.

Zur Papierfabrikation. Das billigste, aber auch das schlechteste Papier ist das gewöhnliche Strohpapier in der gelben Naturfarbe des Strohs, es ist spröde und brüchig und nur zu Emballagen, die wenig auszuhalten haben, verwendbar. Dieselbe Strohfasern, die wegen ihres großen Kieselsäuregehalts so wenig zur Papierfabrikation sich eignen, gibt nun aber ein vortreffliches Papier, wenn man sie durch starke kaulstische Lauge von der Kieselsäure befreit. Sie ist dann geschmeidig und fest und läßt sich gut bleichen. So besteht das Papier der „Daily news“ und der „Lloyd's weekly news“ aus 60—70 % Stroh und 30—40 % Espartograss, und auch bei uns wird die gereinigte Strohfasern als Zusatz zur Leinen- und Baumwollfasern bei der Fabrikation von

Mittel-, Druck- und Kanzleipapieren mit Vortheil benutzt.

Einer ähnlichen Verbesserung wie der Strohpapier scheint nun auch der Holzstoff fähig zu sein. In der großartigen amerikanischen Holzstofffabrik zu Manayunk bei Philadelphia wird das Holz nicht wie bei dem Wölter'schen deutschen System nur mechanisch behandelt, d. h. durch nasses Schleifen an einem schnell rotirenden Stein in die nöthige breite Form gebracht, sondern das gröblich in Späne verwandelte oder geraspelte Holz wird mehr chemisch bearbeitet, d. h. bei hoher Temperatur und starkem Druck mit kräftigen kaulstischen Lauge behandelt, wodurch die Fasern so aufgelockert und weich werden, daß sie sich, ähnlich den Flach- und Baumwollfasern, im Holländer leicht kurz mahlen und auch bleichen lassen. Das aus diesem Holzstoff dargestellte Papier besitzt nach Krieg (Zeitschr. d. Vereins d. Ingenieure) außerordentliche Festigkeit und Zähigkeit, übertrifft in dieser Beziehung das Wölter'sche Papier ganz bedeutend und ähnelt vielmehr den japanesischen Papieren, welche meist aus dem Bast einer Art Maulbeerbaum gefertigt sein sollen. Leider ist die Herstellung dieses Holzstoffs sehr kostspielig, und nach Aussage der Vorsteher jener Fabrik bei Philadelphia ist es unter den jetzigen Verhältnissen in Amerika vortheilhafter, Papier aus Lumpen zu bereiten. Neuerdings hat sich indeß nach dem „Engineer“ in Conemills bei Sydneyn in Gloucestershire eine ähnliche Fabrik gebildet, und diese liefert ein reines Holzpapier zu dem sogenannten Schmirgel- und Glaspapier, welches bekanntlich die allergrößte Zähigkeit besitzen muß. Es ist dies offenbar ein Beweis von großer Vollendung und ein Resultat, welches nach der Wölter'schen Methode absolut unerreichbar ist.

Nach Houghton, welcher sich als Erfinder des neuen Prozesses bekennt (Engineer), dient zum Zerkleinern des Holzes eine Maschine, bei welcher eine gußeiserne Scheibe von 80 Ctr. Gewicht ca. 250mal in der Minute rotirt und durch das an der einen Seitenfläche befestigte Messer $\frac{1}{2}$ “ dicke Späne von den Enden der Holzklöße abschneidet. Die Späne fallen zwischen zwei horizontale kamelfürte Walzen, welche dieselben weiter zermahlen und die Fasern öffnen. Die zwischen den Walzen herauskommenden Späne kommen in den Kochapparat, in welchem 60—90 Ctr. Holz mit starker Lauge von kaulstischem Natron 5—6 Stunden lang auf 187° C. erhitzt werden. Dies geschieht durch

Hochdruckröhren, in denen Wasser von dem Ofen aus durch den Kessel und wieder zurück cirkulirt, und der Druck im Kessel entspricht 11 Atmosphären. Das genügend gekochte Holz wird mit Wasser ausgelaugt und dann ganz wie Lumpenstoff weiter behandelt. Die Laugen werden eingedampft, der Rückstand gegläht und die dabei entweichenden Gase dienen zur Feuerung. Das so gewonnene kohlsäure Natron wird mit Kalk kauftisch gemacht und dann wieder benutzt; man gewinnt 80 % des ursprünglich verwendeten Quantum zurück. — Nach Houghton ist der so zubereitete Holzstoff nicht theurer als gebleichter Strohh- oder Espartostoff und von wunderbarer Festigkeit, Länge der Faser und Reinheit. Ueber diese Angabe hat sich aber im „Engineer“ ein Federkrieg entsponnen, indem ein anscheinend erfahrener Papiersabrikant nachzuweisen sucht, daß sich die Kalkulation für den neuen Holzstoff entschieden ungünstiger als für die beiden andern Surrogate stellt. So viel erscheint aber zweifellos, daß der Holzstoff noch einer ungeahnten Veredlung fähig ist und große Beachtung verdient.

Amorphe Kieselsäure als Fixierungsmittel.

Gewisse pulverförmige Körper nehmen bekanntlich Farbstoffe aus den wässerigen Lösungen mit einer Begierde auf, welche der gleich ist, mit welcher die textilen Fasern sogenannte substantiv Farbstoffe anzuziehen pflegen. Auf solche Weise färben sich Stärkemehl und schwefelsaurer Baryt mit Anilinfarben, und man hat davon in der Technik, bei Tapetendruck zc. Anwendung gemacht. Ein pulverförmiger oder poröser Körper hingegen, der ganz wie die Farbstoffe selbst den substantiven wie adjektiven Farbstoffen gegenüber zu wirken im Stande ist, war bisher nicht bekannt.

Einen solchen hat Reimann (Polytechn. Journal) in der amorphen Kieselsäure entdeckt, welche sich auf Zusatz von Säuren aus Wasserglaslösung ausscheidet und beim Trocknen in ein unfühlbare weißes Pulver verwandelt wird. Dasselbe zeigt in höchst überraschender Weise die Eigenschaft, bei Berührung mit Lösungen substantiver Farbstoffe diese ihres Farbstoffgehaltes zu berauben und mit adjektiven Farben nach vorhergegangener Beizung sich genau so

zu färben, als es die textile Faser thut. Die Färbungen, welche dabei erhalten werden, sind mindestens so beständig als die Färbungen der Baumwolle.

Besonders läßt sich die Kieselsäure schön und dauerhaft mit den substantiven Anilinfarbstoffen färben, und man kann leicht technisch gut verwertbare farbige Pulver auf solche Weise gewinnen. Viel wichtiger aber ist die Benützung dieser Thatsache für die Zwecke der Färberei. Es ist leicht, auf Faserstoffen, welche die sogenannten substantiven Farbstoffe nicht direkt ohne Vorbereitung aufnehmen, besonders auf Baumwolle diese und vor Allem die Anilinfarben mit Hülfe der Kieselsäure zu fixiren. Ein bloßes Durchnehmen durch eine Lösung von Wasserglas genügt, der Baumwolle die farbeanziehende Eigenschaft zu geben. Noch besser tritt diese aber hervor, wenn man das Wasserglas in der Faser zerlegt, indem man die mit der alkalischen kieselsäuren Lösung getränkte Baumwolle in verdünnte Säure taucht und so die Kieselsäure in der Faser fällt. Wäscht man dann gut aus und taucht die Baumwolle in die Farbstofflösung, so färbt sie sich lebhaft, frisch und vor Allem auch ächter, als es bisher mit den mannichfachen Beizungen der Fall war. Bekanntlich beizte man die Baumwolle bisher mit Gerbsäure, mit welcher das Rosanilin, Trimethylrosanilin zc. schwer oder gar nicht lösliche Verbindungen eingeht. Diese letzteren sind indeß nicht von sehr frischer Farbe und daher fallen die Färbungen mit Tanninbeizungen immer ein wenig matt aus. Dieser Uebelstand fällt bei Kieselsäurebeize gänzlich fort, und außerdem widerstehen die mit letzterer fixirten Farben den Alkalien und Seifenlösungen besser als die mit den gewöhnlichen Beizen hergestellten. Neben den Färbungen der Kieselsäure mit substantiven Farbstoffen versuchte Reimann auch Färbungen mit adjektiven Farben vorzunehmen und fand, daß die Kieselsäure die verschiedenen Beizen — essigsäure Thonerde, essigsäures Eisenoryd — ganz in derselben Weise aufnimmt wie die vegetabilische Faser; Schwarzfärbungen zc. gelangen auf verschiedene Art. — Es wird von dieser Eigenschaft der Kieselsäure bereits im Großen bei der Anilinfärberei Anwendung gemacht und man erhält ausgezeichnete Resultate.